

Mitteilungen aus den kunsthistorischen Sammlungen des Franzensmuseums.

Alte Ofenkacheln.

Von A. Franz.

(Mit 56, hievon 8 farbigen Abbildungen.)

Während die Griechen in ihrer klassischen Gefäßbildnerei, die Spanier in den im lebhaften Farbenschmuck und reicher Vergoldung märechenhaft wirkenden Wandverkleidungen aus gebrannten Tonplatten, die Italiener in den großartigen Majolikaaltären der Familie Luca della Robbia unerreicht dastehen, haben die germanischen und slavischen Volksstämme in dem Kachelofen den Glanzpunkt ihrer schon zur Römerzeit entwickelten Keramik erreicht, welche sich bekanntlich auch in Mähren von der neuesten bis in die prähistorische Zeit in fast ununterbrochener Reihe verfolgen läßt, wo bereits seit dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Töpferei urkundlich Erwähnung geschieht und die Töpfer schon um das Jahr 1343 neben Bäckern und Fleischern zu den höchstbesteuerten Gewerben gehört haben.

Bezeichnend und daher beachtenswert ist dabei der Umstand, daß unsere — Töpfer, Hafner, hrnčírí —, welche bekanntlich Gottvater als „ersten Töpfer“ zu ihrem Patron erwählt und deshalb zumeist das erste Menschenpaar* als Handwerkseblem geführt haben und in ihren

* Siehe Annales MDCCCXCVII: A. Franz, „Mährische Zunftsiegel“, Fig. 60 Olmütz, 106 Kremsier, 137 Zwittau, 140 Boskowitz, 153 Loschitz, 196 Tischnowitz, 221 Gr.-Meseritsch, 223 Jannitz.

Sprüchen, z. B. auf dem H. II. Graafeschen Ofen (1655) im Sonnenhofe zu Stadelhofen in der Schweiz:

„Durch die Sünd der Mensch gefallen ist,
Daß ihm an Leib und Seel viel prist.
Damit er aber nit verzag,
Sondern Gott zu preisen Ursach hab',
Hat er ihm auch für Frost und Kält'
Des Ofens Mittel hingestellt.“

wohl gerne des Ofens gedenken, sich selbst beziehungsweise ihr Gewerbe aber niemals von diesem, etwa „Ofner“ oder „Kachler“, sondern nur nach Tongefäßen benennen; und zwar ist dies deshalb bezeichnend, weil schon hieraus zu ersehen ist, daß der Ofen viel später als das Kochgeschirr erfunden worden sein muß.

Die große Bedeutung, welche dem Kachelofen in der heimischen Keramik zukommt, macht es begreiflich, daß alle Museen von jeher ihren Stolz in einer möglichst reichen Sammlung von Öfen und Kacheln gesucht und gefunden haben, wenn sich vielleicht auch nicht ein einziges mit dem zirka halben Hundert ganzer Öfen und der übergroßen Zahl einzelner Kacheln des Germanischen Museums in Nürnberg nur entfernt messen kann.

So besitzt denn auch das mährische Landesmuseum zur Zeit zwar in den Interieurs zweier mährischer Bauernstuben einen Proßnitzer und die Kopie eines Ofens aus der Altstadt von Straßnitz von derzeit noch üblichen, aber keinen einzigen Kachelofen aus älterer Zeit. Dagegen war aber schon seit langem ein kleiner Stock alter Ofenkacheln vorhanden gewesen, welcher, dank der so überaus eifrigen und erfolgreichen Bemühungen des Herrn Kustos Alfred Palliardi — wie die keramische Sammlung überhaupt — in den letztverflossenen sechs Jahren eine so wesentliche Bereicherung erfahren hat, daß eine Besprechung dieser Kachelsammlung schon jetzt gerechtfertigt ist, weil sie mit Ausnahme einer einzigen Kachel aus Bolaráz in Ungarn (38) ausschließlich und zuverlässig nur mährische, und zwar zu allermeist Brünner Kachelfunde umfaßt und dadurch eine, wenn auch nur generelle Übersicht über die Entwicklung der heimischen Ofenindustrie alter Zeit bietet, aber auch deshalb geboten erscheint, weil Abbildungen alter Ofenkacheln überhaupt nicht besonders zahlreich in der Literatur anzutreffen sind, und weil last not least durch diese Publikation vielleicht eine weitere Ausgestaltung dieser Kachelsammlung gefördert werden könnte.

Allerdings wäre wohl zu einer solchen Besprechung in allererster Linie Herr Kustos Palliardi berufen gewesen, dem das einschlägige Illustrationsmateriale ohneweiters und bereitwilligst zur Verfügung gestellt worden wäre. Da dieser jedoch beides in allzuweit gehender Bescheidenheit abgelehnt hat und Schreiber dieses bereits wiederholt Mitteilungen aus den kunsthistorischen Sammlungen des mährischen Landesmuseums gemacht hat, so glaubte sich derselbe auch dieser Aufgabe nicht entziehen zu sollen.

Wenn von Ofenkacheln überhaupt die Rede sein soll, so kann dies nicht geschehen, ohne den Ofen selbst in die Besprechung einzubeziehen, da dieser ja doch gleichsam der Zweck und die Kacheln die Mittel zu diesem Zwecke sind.

Soll aber vom Ofen gesprochen werden, so muß, da die „Vergangenheit der Schlüssel der Gegenwart und der Spiegel der Zukunft“ ist, naturnotwendig zunächst dessen Vorgängers, des Herdes, wenn auch nur kurz gedacht werden, auf die Gefahr hin, manchem Leser nichts besonders Neues zu bieten.

Es ist natürlich allgemein bekannt, daß das indogermanische Grundvolk und die aus diesem hervorgegangenen Germanen und Slaven, als sie im Winter noch in natürlichen Höhlen oder künstlichen Erdlöchern oder mit Rasen, Schilf, Laub oder Dünger überdeckten Erdhütten hausten, die Nächte auf unterbreiteten Fellen in der Nähe des offenen Feuers, dessen Rauch nur durch das „Windauge“ seinen spärlichen Abzug gefunden, zugebracht haben und daß sich dieser primitive Zustand bis in das XIII. Jahrhundert unverändert erhalten hat, es wäre dem, daß man die runde oder rechteckige Umfriedung der offenen Feuerstelle mit sogenannten „Herdsteinen“ oder einem höchst fragwürdigen Steinpflaster derselben bereits als Fortschritt und den Beginn des Herdbaues gelten lassen wollte.

Eine entschiedene Verbesserung in konstruktiver Beziehung zeigten erst die mit Steinen ausgelegten „Feuergruben“, wie über einen solchen bei Platiko aufgedeckten „Steinrichter“ von 1·30 m Durchmesser und 1 m Tiefe Kreisgerichtsrat Kuhnbuch in der Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien am 18. Oktober 1873 berichtet hat; weil diese Steinrichter und deren niedrige Umrandung die Wärme sicherlich besser zusammenhielten und langsamer und gleichförmiger ausstrahlten, als dies das offene Herdfeuer vermocht hatte.

Zweifellos dürfte man schon vorher so klug gewesen sein, sich des Nachts einzelne heiße Herdsteine zu Füßen der Lagerstätte zu legen, wie man sich ja noch im XVI. Jahrhundert mit am Herde heißgemachten „Klinkern“ und „Fürsteden“ erwärmte und in den niederländischen und niederdeutschen Wohnhäusern sogar noch im XVIII. Jahrhundert keine heizbare Stube kannte und die Füße durch „Feuerkicken“ warmhielt, wie sich selbst heißgemachte Steinkugeln, die *poma calefactoria*, in den katholischen Kirchen weit über das Mittelalter hinaus im Gebrauche erhalten haben.

Auch dürfte man wohl, sobald man es verstanden, aus Ton Gefäße herzustellen — also schon in prähistorischer Zeit — „Gluthäfen“ nach Art des römischen *Fornax* erfunden haben, wie solche beziehungsweise deren durchlöcherter Scherben an verschiedenen Orten, z. B. Rosnitz, der Veste Eulenberg bei Mähr.-Neustadt oder des Hradisko bei Obřan* ausgegraben worden sind, und der „Kohlen-

* Vide *Annales MDCCCXCVII*: J. Hladik, „Prehistorické hradisko a pohřebiště u Obřan“, Tafel IV, Fig. 44, wo derselbe freilich als „zlomek cezáčku“, Bruchstück eines Seihers, bezeichnet erscheint.

Bei dieser Gelegenheit sei auch die weitere Bemerkung gestattet, daß der Ortsname „Oberseß“ und „Obersaß“ (der Obersassen von Brünn) urkundlich nachweisbar älter als jener „Obřan“ ist und daß — wenn dies auch selbst nicht der Fall wäre und die Ableitung dieses Namens etwa von *Obran* = Verteidigung, oder *Obrat* = von der Wendung, welche hier der Zwittafluß macht, plausibel erscheinen würde, doch — bei dem Umstande als *Obr*, also die Wurzel des heutigen Ortsnamens, im Altslavischen mit *Avare*, Germane und Hühne gleichbedeutend gewesen; die allmählich verblassende Sage von den gespenstigen Nachritten Johann Schemberas von Schloß Butschowitz via Minoriten- und Krapfengasse von Brünn nach der Schemberahöhle am Hadiberge nächst Obřan offenbar auf Wodans Gejaid zurückzuführen ist; der Hadiberg (wenn dieser Name und nicht jener „Heide-Berg“ der ursprüngliche gewesen wäre) seinen Namen von einem sagenhaften „Wurm“, der hier gehaust, oder dem die Weltesehe benagenden „Nidjäger“ erhalten haben könnte; denn der, seitdem die „Schemberaloch“ genannte Felsenkammer am Hadiberge nicht mehr existiert (1895) gegenstandslos gewordene, aber noch in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts betätigte Aberglaube, daß das Schemberaloch in der Christnacht jedem, der den Berg schweigend und ohne umzusehen ersteigt, den Zugang zu unermesslichen Schätzen, also der „goldenen Burg Asgard“ öffnet, berechtigt zu dieser Vermutung; und endlich sich bei den Bewohnern Obřans bis heute die Mähre erhalten hat, daß sich vor unvordenklichen Zeiten von dem Hradisko Obřan über die Talenge der Zwitta zur Schemberahöhle ein „špendlíkový most“, eine Spennadelbrücke gespannt haben

topf“ heute noch nicht allein im Oriente das einzige Erwärmungsmittel bildet, sondern auch bei unseren Östlerinnen gang und gäbe ist.

In Zeiten, wo nur durch höchst mühsames Reiben oder Bohren von Holz auf Holz oder Funkenschlagen aus dem Feuerstein das sogenannte „Reibfeuer“ oder „wildes“ Feuer erzeugt werden konnte — und dies währte sehr lange, da, wie wir wissen, die „Streichhölzchen“ erst im XIX. Jahrhundert erfunden worden sind — hat man natürlich das Feuer und mit diesem den Herd „als guten Geist, der leuchtete und erwärmte“, hochgehalten und getrachtet, das Feuer durch das ganze Jahr (von Ostern zu Ostern), und zwar mittels eines tüchtigen Eichenklotzes, dem „Scharholze“, kontinuierlich zu erhalten, wodurch der Herd, so wie er räumlich in der Mitte des Wohnraumes stand, auch symbolisch der Mittelpunkt und damit zum Altar und zur Opferstätte des Hauses geworden ist, woraus sich alle bezughabenden Sitten, Gebräuche und Aberglauben, welche zum Teile auch auf den Ofen übergegangen sind, un schwer erklären.

So der „Jublock“, der am Tage der Wintersonnenwende als Symbol des Sonnenrades auf dem Herde verbrannt wurde; der Brauch am 21. März, der Tag- und Nachtgleiche, zu Ehren Ostaras durch rasches Quirln eines Eichenstabes in einem gelochten weichen Holzstücke ein neues „reines Feuer“ zu entfachen und von diesem „Osterfeuer“ den erloschenen Herdbrand aufs neue zu entzünden, wie ja auch in katholischen Kirchen am Karfreitage das „ewige Licht“ verlöscht und noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in manchen Gegenden mittels jener Funken neu angezündet wurde, welche der Geistliche mittels eines Stahlstückes aus einem noch unbenutzten Feuerstein geschlagen hat.

Hieraus erklärt sich auch daß und warum der geheiligte Herd eine Freistätte des flüchtigen Mannes gewesen, daß man dem Gaste Sitz und Lager an der rauchfreien Seite des Herdes anwies, und daß man in viel späterer Zeit für die Eltern und Großeltern heizbare Ofensitze herstellte.

Ebenso beruht auf dieser Hochschätzung des Herdes der Brauch, die Übernahme des gekauften Hauses durch Berühren des Herdes seitens des neuen Besitzers zu vollziehen, die neue Magd oder Neuvermählte dreimal um den Herd herumzuführen, wobei der jungen Frau von der Schwiegermutter der Koehlöffel als Symbol des Hausregiments und zugleich zum Zeichen der Verzichtleistung auf dasselbe seitens der letzteren überreicht wurde.

Auch heute noch pflegen in unserer Iglauer Sprachinsel und in Thüringen

soll, was doch wiederum nichts anderes als die nach Walhall führende Regenbogenbrücke „Bifröst“ bedeuten kann, mit einer nicht zu unterschätzenden Berechtigung auf eine ursprünglich germanische (Quaden-)An siedlung der Hochebene oberhalb des heutigen Obfän geschlossen werden darf.

die Bräute beim Betreten ihres neuen Heims sofort in das Ofenloch zu schauen, damit sie kein Heimweh bekommen, und soll es hier und da auch üblich sein, in den Mordnächten dem Ofen die im verflossenen Jahre begangenen Sünden zu beichten.

Als mit der Zeit die eigentliche Symbolik in Vergessenheit geriet, gingen die einst sinnvollen Gebräuche in Aberglauben über, wie z. B. jenen, daß wenn am Herde ein Feuer brennt, der Blitz nicht einschlagen könne, während nach F. Heger unsere Äpfel wiederum während eines Gewitters das Feuer auslöschten und dabei zischen, also genau so, wie dies nach Aristoteles bereits die Griechen getan haben.

Hierher ist auch der vom physikalischen Standpunkte übrigens wohl vernünftige Aberglaube zu zählen, daß man das Herd- und Ofenfeuer nicht mit Wasser löschen dürfe; freilich nicht deshalb, um nicht Explosionen zu erzeugen oder sich die Hände zu verbrühen, sondern um nicht böse Geister in das Haus zu locken.

Mit diesem Aberglauben verwandt ist der, daß dem, der in das Herdfeuer spuckt die Zunge abfällt und daß demjenigen, der einen Schwabenkäfer ins Feuer wirft, neun Hansschwaben in die Suppe fallen, und dürfte damit auch die Meinung in Verbindung stehen, daß der Holzasche der Raumnächte die Macht innewohnt, Haus und Hof, Feld und Garten vor schädlichen Insekten zu bewahren.

Auch als Orakel hat Herd und Ofen seit altersher dienen müssen. Schon in vorchristlichen Zeiten pflegten z. B. auf Rügen die Frauen am Julfest rasch Striche in die Herdasche zu machen, diese dann abzuzählen und aus der geraden oder ungeraden Anzahl zu schließen, ob das Gedachte eintreten werde oder nicht, von welchen Strichen (čárky) sich nach Břetislav Jelinek (Mitteil. der Anthropol. Ges. Wien 1891) das tschechische Wort čarovati = Zaubern, ja sogar der Tentel (čert) ableiten soll.

Ähnlich ist das Orakel, am Herde oder im Ofen zur Hälfte oder einseitig verkohlte Spähne rücklings zu werfen und nach der Lage der geschwärzten Seiten des Holzes das weitere zu folgern.

Etwas trügerisch ist wohl das Orakel, am Silvesterabend den Ofentopf mit Wasser zu füllen und des Morgens nachzusehen, ob dasselbe gestiegen (?) oder gefallen sei und hieraus zu schließen, ob die Getreidepreise im neuen Jahre steigen oder fallen werden.

Sehr beliebt war in alter Zeit das Orakel, daß in der „Wunschnacht“ entkleidete Mädchen am Herdfeuer hockten, um aus den „Stimmen“ des prasselnden Feuers den Namen ihres „Zukünftigen“ zu erfahren und daß später heiratslustige Mädchen in der Mitternachtsstunde der Neujahrsnacht mit dem Spruche:

„Ofen, Ofen ich bete dich an,
Du brauchst Holz und ich einen Mann“

in das Ofenloch schauten, um hier die gewünschte Auskunft zu erhalten u. s. f.

Da wohl nicht gut anzunehmen ist, daß sich der Ofen aus den kleinen Gluthäfen herausgebildet haben sollte, so dürfte derselbe nur aus dem Herde hervorgegangen sein. Bezüglich der Art

und Weise, wie das geschehen sein kann, gibt es nur drei Möglichkeiten:

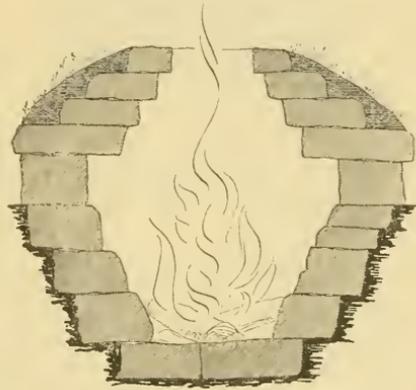
a) zunächst jene, daß aus dem Herde zuerst ein Backofen, sei es für Brot oder für Tongefäße (daher ja der Name „Krugbäckerei“) und aus diesem erst der Stubenofen entstanden sei;

b) daß der Ofen direkt aus dem Herde entstand und nach diesem erst der Backofen und der Töpferofen konstruiert worden sind, und

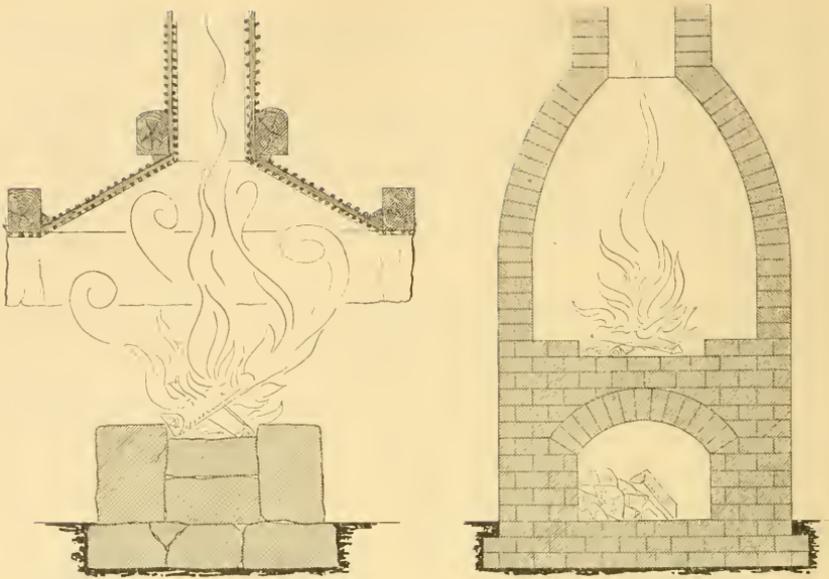
c) daß aus dem Herde zunächst eine für alle diese Zwecke dienende Heizanlage geschaffen worden ist.

Der Übergang des offenen Feuerherdes zu einem geschlossenen Feuerraum selbst kann aber in folgender Weise, und zwar hier so, dort anders vor sich gegangen sein:

1. Indem man, den Vorteil der Feuergruben erkennend, den trichterförmigen Raum mittels vorragenden Steinplatten zu überdecken begann, wie dies nebenstehend skizziert ist, wodurch man zu einer unseren Hochöfen ähnlichen Ofenform gelangte, welche sowohl zum Kochen und Heizen, aber, wenn die Trichtersteine abgetrept belassen wurden, auch zum Brennen von Tongefäßen gedient haben kann.



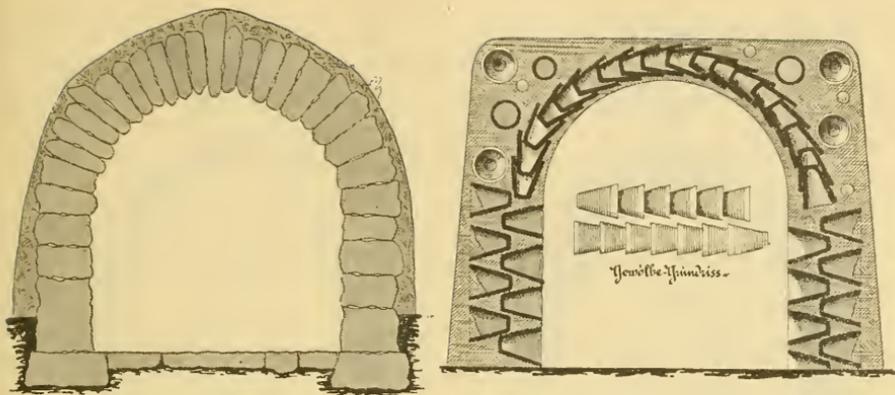
2. Daß, nachdem man darauf gekommen ist, den so lästigen Rauch des Herdes mittels aus Ruten, den sogenannten „Flitzgerten“, geflochtenen mit Lehm überkleideten Funkenfängern, Feuer- oder Rauchmänteln und, wie man noch heute in manchen Osterien sehen kann, mittels herabhängender Leinwandstreifen, dem sogenannten „Kaminschurz“ aufzufangen und durch eine Esse abzuleiten, durch Verlängerung dieser „Rauchfänge“ bis zur Herdkante zu einer geschlossenen Feuerstätte gelangte, welche sowohl als Ofen angesehen werden kann, als auch in der umstehend skizzierten Weise in Mauerwerk ausgeführt, einen Töpferofen für Holzfeuerung darstellt, eine Form, wie sie noch heutzutage am flachen Lande anzutreffen ist.



Wurde jedoch der offene Herd nur an drei Seiten mit derartigen Wänden umgeben, so daß er an seiner vierten Seite gegen die Stube offen blieb, gelangte man zu der bekannten Heizanlage der Kamine.

3. Daß, als man von den Römern das Mauern und Wölben gelernt hatte, über der Feuerstätte einen zunächst wohl nur aus dem Geschiebe der Wildbäche hergestellten gewölbten, an einer Stirnseite offenen Raum errichtete, der zunächst nur als Schwitzbad (denn Tacitus berichtet ja, daß die Germanen in der Regel warm baden, da bei ihnen meistens Winter sei), später aber, in kleineren Dimensionen ausgeführt, als Ofen verwendete, von welcher Verwendung sich die Bezeichnung der „Ofensteine“ herschreibt, welche in alten Wörterbüchern als mit „Kacheln“ gleichbedeutend bezeichnet werden.

4. Daß man zunächst als Brennöfen für Töpferwaren benützte, nach Art der römischen Hypokausten, unter reichlicher Anwendung von Strohlehm aus Töpfen hergestellte Heizanlagen zu Stubenöfen umgestaltete, wie dies wiederum die von der altdutschen Bezeichnung „Aul“ für Topf sich herschreibenden „Aulöfen“ bezeugen, wie solche z. B. in Seulberg noch kurz vor 1848 in Gebrauch gestanden haben sollen.



5. Endlich, daß die zum Trocknen und Dörren um den offenen Herd aufgestapelten Tongefäße für den Hausgebrauch, mögen nun diese Gefäße Flaschen-, Krug-, Vasen- oder Tiegelform gehabt haben wie jene



der neolithischen Ansiedlung bei Gr.-Czernosek, Peisterwitz etc.,



von Borstendorf bei Černahora etc.,



aus den Tumuli von Pawlowitz bei Prerau oder

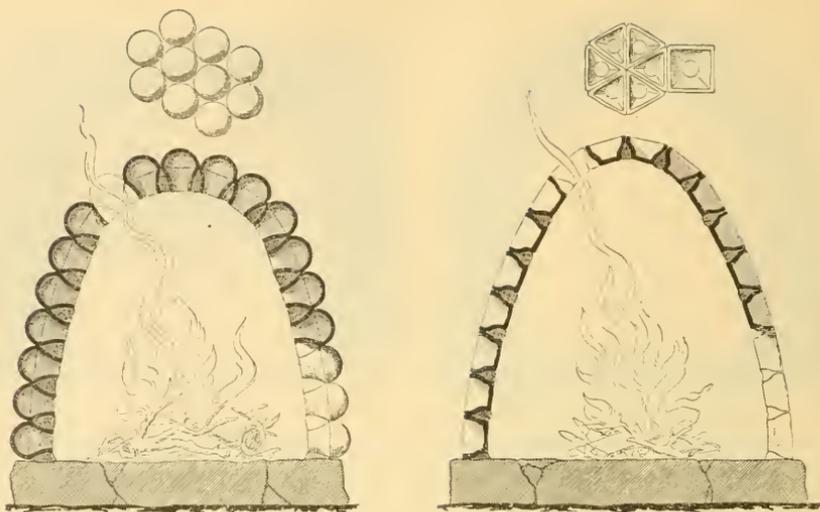


der Funde vom Podsemel u. s. f.,

oder aber mehr schüssel- und napfartigen wie die prähistorischen Gefäße der Grabstätten von Vorder-Ovonec, Lobositz, Postelberg, Gr.-Černosek, Slup, S. Ludmila, Mönitz, Obřau u. s. f.



direkt zur Konstruktion der Stubenöfen geführt haben, indem man diese Gefäße unmittelbar über dem Herde mit Hilfe von Lehm zu einem ellipsoidischen oder eiförmigen Raume — der Urform des Kachelofens — aufgebaut hat. Als man so weit gewesen war, hat es wohl nicht mehr viel dazu bedurft, um diesen Tongefäßen eine für den neuen Zweck entsprechendere Form zu geben, z. B.



bei den vasenartigen Gefäßen die nunmehr überflüssige Standfläche wegzulassen und diese mehr kugelig zu gestalten, die schalenartigen nicht rund, sondern eckig zu formen und dadurch die „Ofenkachel“ im engeren Sinne zu erfinden.

Von dieser kugeligen Kachelform besitzt — wie jetzt schon bemerkt werden soll — das Franzensmuseum kein einziges Exemplar und muß es der weiteren Forschung anheimgestellt werden, ob solche — im Salzburgischen noch vor zirka 10 Jahren in Gebrauch gewesenen Kugelkacheln — überhaupt auch und wo in Mähren erzeugt und verwendet worden sind. Der auf der Weihnachtsausstellung 1895 des Mährischen Gewerbevereines von der Firma Mayer in Blansko ausgestellt gewesene Ofen dieser Art kann hier — als bloßes, wenn auch interessantes Ausstellungsobjekt — nicht in Betracht kommen.

Von Kacheln letzterer Art sind aber in unserem Franciscum, wie wir noch sehen werden, alle drei Formen in ziemlich reicher Kollektion vertreten.

Aus dem Gesagten ist nun zunächst zu ersehen, daß die Erfindung des Ofens und speziell des Kachelofens bis in die graueste Vorzeit zurückreicht, wie auch einerseits das altnorddeutsche „ofn“, mittelhochdeutsche und niederländische „oven“, althochdeutsche „ovan“ auf das angelsächsische Wort „ofnet“ für kleines Gefäß, anderseits das schwedische „ugn“ und gotische „aithus“ auf das

griechische „uknos“ und sanskrit „ukha“ = Topf hinweisen und nach Grimm von dem Worte „ovan = ogan“ das tschechische „ogen = oheň“ (Feuer) abzuleiten ist; und daß man schon von altersher zwei Hauptarten von Heizanlagen:

1. aus Stein, später Ziegeln gemauerte Öfen und deren Verwandte die Hypokausten und Kamine,
2. Kachelöfen zu unterscheiden hat.

Auf die gemauerten Heizanlagen, wie solche trotz der großen Fortschritte in der Heiztechnik sich bis in unsere Tage im Gailtale, Tirol, Oberitalien erhalten haben und dort, wo man mit dem Heizmaterial nicht zu sparen braucht, den unbestrittenen Vorteil bieten, die einmal angenommene Wärme lange festzuhalten und nur langsam und gleichmäßig abzugeben, wollen wir nicht näher eingehen und nur bemerken, daß schon im VIII. Jahrhundert bei den Alemannen ein heizbares Badezimmer, die von dem italienischen *stufa* = Ofen oder wahrscheinlicher dem norwegischen (wo der Sage nach Olaf der Ruhige — also schon im II. Jahrhundert — Öfen eingeführt haben soll) *ofustofa* = heizbarer Raum, abzuleitende „Stuba“ und bei den Langobarden bereits der *Pensile*, *Pfiasal*, *Pesel*, *Phiselgaden* = ein heizbares Frauengemach, bekannt gewesen, deren Beheizung durch gemauerte Öfen bewirkt worden sein dürfte.

Ferner sei auch bemerkt, daß diese Art von Heizanlagen in dem anno 820 angefertigten Pergamentgrundriß, recte Linearlageplan des Benediktinerklosters von St. Gallen in zirka 17 Räumlichkeiten derartige backofenartige Heizanlagen, in dem Aderlaßhause sogar in allen vier Ecken eingezeichnet sind, woraus zu ersehen ist, daß und wie sehr man schon damals die Stubenwärme zu schätzen wußte (wie bekanntlich seit dem XV. Jahrhundert bis heute der Landbauer stark überheizte Zimmer liebt) und außerdem auf diesem der ältesten Baupläne bei dem „*Calefactoria domus*“, der Wärmestube, einem Wohn- und einem Krankensaal, also in drei Räumen Heizanlagen eingezeichnet sind, in welchen Hypokausten vermutet werden.

An dieser Stelle möge in parenthesis der Vollständigkeit wegen auch einer Herstellungsart von Heizanlagen gedacht werden, die weder aus Mauerwerk noch aus Kacheln besteht. Die Huzulen der Ostkarpaten pflegen nämlich heute noch aus einem Holzblock oder einem Holzgerüste die künftige Form der Heizanlage herzustellen,

diese dann mit einer entsprechend dicken Leimschichte zu überstampfen und das Holzwerk anzuzünden, wodurch ein aus einem einzigen Stücke Terrakotta gebildeter Raum entsteht.

Auch bei dem zwar sehr traulichen, in puncto Wärmeabgabe jedoch höchst unrationellen, dem altdeutschen Kernenate = Zimmer, nach anderen von dem italienischen camino = heizbarer Wohnraum zubenannten Kaminen, von welchen wiederum „Kammer“, „Kabinet“, das tschechische „kamma“ (Ofen) und „komora“ (Kammer), russische „kamnata“ und französische „cheminee“ = Zimmer sich herschreiben sollen, wollen wir nicht länger verweilen. Nur möge mit dem Bemerken, daß sich im Franzensmuseum ein solcher Kamin befindet, von dem noch die Rede sein soll, hier noch erwähnt sein, daß man nach dem Vorherrschen einer oder der anderen Heizanlage Kamin- und Ofenländer unterscheidet, zu welchem ersteren England, Frankreich, Friesland, Holland, Italien, Portugal und Spanien, zu letzteren aber die Schweiz und die deutsch-slavischen Länder des Kontinents zählen und hieraus schließen kann, daß der Kamin eine Erfindung der Romanen, der Ofen, insbesondere aber der Kachelofen, jene der Germanen gewesen sein dürfte.

Bevor wir zu unserer eigentlichen Aufgabe, der Besprechung des Kachelofens, übergehen, sei noch ganz kurz der Vorrichtung zur Abfuhr des Rauches von den Heizobjekten gedacht, welche in manchen Gegenden — wie z. B. bei uns — fälschlich, weil ja die Rauchröhre selbst im Italienischen gola (Schlund) di camino heißt, den Namen „Kamin“ tschechisch „komin“ führt oder ebenso unrichtig „Rauchfang“ genannt wird, da ja diese trichterförmige Anlage wie wir gesehen, nur die Aufgabe hatte und hat, den Rauch aufzufangen und dem Schlothe zuzuführen, welcher erst den Rauch nach aufwärts saugt und ins Freie zieht, welcher Eigenschaft es doch der Schornstein auch zu danken hatte, daß er von den Hexen in der ersten Maiennacht und in der Nacht vom 23. zum 24. Juni unter dem Rufe „Hui oben hinaus und nirgends an!“ zu ihrer Ausfahrt auf den Blocksberg benutzt wurde, aber auch bei verschlossenen Türen in das Haus gelangen konnten, weshalb man sich in der Zeit des Hexenglaubens wohl hütete, die Ofengabel in dem Ofen oder Kamine stecken zu lassen.

Wann die Essen, Schlothe, Schor- oder Schornsteine, Kender, Kentner (von Ankenter = Anzünder), auch Kömich, Kümich, Kimi genannt (man sieht, daß es nicht not tut, eine falsche und un-

richtige Bezeichnung zu gebrauchen) eingeführt worden sind, ist zwar nicht bekannt, dürfte aber offenbar sehr bald nach der Erfindung von Heizobjekten, und zwar zuerst unter dem 1178 verstorbenen Abte Roger im Kloster zu Bee erfolgt sein, und dort, wo Kamine in Anwendung gelangten, z. B. den Burgfrieden von Trifels, Friesach, Steinsberg u. s. f. also bereits im XII. und XIII. Jahrhundert angewendet gewesen sein. Sicher ist, daß die Verwendung der Schlote, welche ursprünglich — wie noch heute in der grünen Steiermark — in den Bodenraum, den sogenannten „Ranchboden“ der Wohnhäuser mündeten und erst als sie gemauert wurden, also die „Schornsteine“, über Dach geführt wurden, gewiß nicht vor das XII. Jahrhundert zu setzen sind, daß sich die Einführung derselben im XIV. Jahrhundert verallgemeinert hat, von den Behörden aber erst im XVI. Jahrhundert von Amtswegen gefordert wurden. Die Schlote hatten für den aus dem überbauten Herde entstandenen unförmigen Ofen, welcher schon an und für sich in der Mitte der Wohnstube den Überblick vom Herrensitze behinderte, die Folge, daß dieser immer mehr bei Seite geschoben wurde, bis er in einen Winkel der Stube zu stehen kam, allwo der alte Geselle heute noch steht. So vorteilhaft diese Stellung des Ofens auch gewesen ist, weil dadurch der Wohnraum geräumiger geworden und die Heizung nun auch von außen erfolgen konnte, so hatte dieselbe doch gegen den Licht und Wärme spendenden Herd den scheinbaren Nachteil gehabt, daß man 1. für die Beleuchtung ein besonderes, neues Mittel suchen mußte, und 2. da der Ofen nunmehr nur zur Beheizung diente, einen besonderen zum Kochen bestimmten „Kochherd“ versehen mußte, der wiederum zu einem separaten neuen Raume des Hauses, der „Küche“, tschechisch „kuchyn“, geführt hat, womit ein neues Kapitel der Kulturgeschichte anhebt.

Der Kachelofen, dessen Entstehungsgeschichte wir in gedrängter Kürze kennen gelernt und welcher ursprünglich häufig mit dem Backofen und einem Gefäß für warmes Wasser — dem „Ofenpfopf“ — kombiniert worden sein mag, wie dies heute noch auf dem flachen Lande und in Gebirgsgegenden der Fall ist — und der Umstand beweist, daß der Backofen bei den Goralen „kachlik“ heißt — dürfte nach den bis nun aufgefundenen ältesten Belegstücken aus der 1399 zerstörten Burg Tannenbergl in Hessen, den Kachelfunden in Münchenbergl, welche Stadt 1224 gegründet worden ist, und nachdem jene Stadtteile Brünns, aus denen die ältesten

Kachelfunde des Franzensmuseums herrühren — der alte Markt (Krautmarkt) und das neue Forum (Großer Platz) und deren nächste Umgebung — bereits in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts besiedelt gewesen sind, zu Anfang des XIV. Jahrhunderts bereits ziemlich allgemein verbreitet gewesen sein.

Von den Kacheln der Öfen des XIII. und XIV. Jahrhunderts haben wir zwei Haupttypen zu unterscheiden:

1. Jene, welche wie wir bereits gesehen, aus dem Tongeschirr des Hausrates hervorgegangen ist, und deren Name „Kachel“ nach einigen Philologen sich von dem althochdeutschen „Chachala“ und mittelhochdeutschen „Kachele“ = einem irdenen napfartigen Geschirr* — herschreiben soll, woher auch das Wort „kochen“ abzuleiten sein dürfte, welches bei den Süddeutschen das viel ältere, bei den Norddeutschen noch jetzt gebräuchlichere von Sud abzuleitende Sieden verdrängt hat. Nach anderen Philologen soll das Wort Kachel von dem lateinischen *cognolius* = Tomapf oder *Cacabus* = Kochgeschirr abzuleiten sein, was insofern plausibel erscheint, wenn man bedenkt, daß im X. Jahrhundert St. Gallen, Trier, der Schwarzwald, im XI. die Umgebung von München, im XIII. Salzburg noch romanisch war und sogar noch im XVI. Jahrhunderte ganze Distrikte von Oberbayern zweisprachig gewesen sind.

Eine endgültige Entscheidung über diese Frage, wie jene bezüglich des Kamines, muß selbstverständlich der Sprachforschung überlassen bleiben, und sei hier nur noch bemerkt, daß im Wendischen der Ofen selbst „Kachala“ und bei unseren Slovaken, aber auch in der Lausitz und Aachen „Kachel“ heißt.

Die zur Herstellung von Öfen dienenden Kacheln wurden übrigens ursprünglich zur Unterscheidung von den zum Kochen bestimmten Gefäßen, den „Breikacheln“, „Ofenkacheln“ genannt und hat sich erst viel später, als die verschiedenen Breikacheln allmählich andere nähere Bezeichnungen erhalten haben, für sie das Wort „Kachel“ schlechtweg eingebürgert.

2. Jene Type halbzylinderförmiger oder trogartiger Kacheln, zu deren Vorbild — ob dies tatsächlich der Fall war, möge dahin-

* Sind ja doch in Bayern die Ausdrücke „Kachel, Bier oder Suppe“ für Krug und Teller und „Kammerkachel“ für jenes Gefäß, das wir zimpferlich nicht mit dem gut deutschen Namen, sondern nur mit dessen französischer Übersetzung *pot de chambre* nennen zu dürfen glauben, heute noch gebräuchlich.

gestellt bleiben — die Tonröhren der römischen Hypokausten gedient haben sollen, und welche Kacheln ihrer Form wegen zur Unterscheidung von Napf- und Plattenkacheln, Zylinder- oder Nischenkacheln genannt werden, und wie nebenstehende Skizze ersehen läßt, unter Verwendung von sehr geringen Mengen von Lehm bereits eine viel schlankere, der Vertikalen sich stark nähernden Gestalt der Öfen ermöglichten.

Hergestellt wurden beide dieser Kacheltypen auf ganz ähnliche Weise, indem man aus dem feuchten gekneteten Ton auf der mittels eines Zapfens drehbaren „Blockscheibe“ und später auf der „Töpferscheibe“

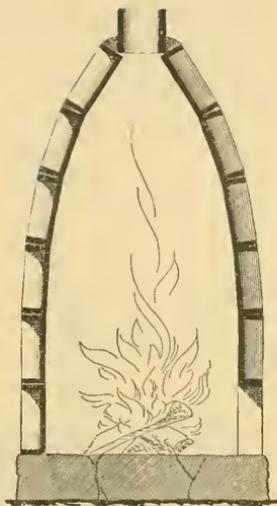
einen hohlen stumpfen Kegel oder Zylinder abdrehte und den Rand des ersteren bei Belassung des runden Bodens aus freier Hand drei- oder viereckig ausweitete, letzteren aber nach seiner Längenchse zerschnitten hat.

Nach der Art und Weise, wie die einzelnen Kacheln zum Aufbau der Öfen zur Verwendung gelangten, können diese wieder in zwei andere Gruppen eingeteilt werden:

1. In solche Kacheln, welche mit ihren Hohlräumen dem Ofeninnern zugewendet versetzt wurden. Dies sind die krug- und vasenförmigen Kugelkacheln und die späteren Plattenkacheln; und

2. solche, und dies sind die Napf- und Schüsselkacheln und die Nischenkacheln, welche mit ihren Hohlräumen gegen den zu beheizenden Raum zugewendet versetzt wurden.

Es ist ohneweiteres klar, daß die erstere Art den Nachteil gehabt hat, daß sich die Hohlräume der Kacheln sehr bald mit Ruß verlegt haben und infolgedessen sich nicht nur schwer reinigen ließen, sondern auch an ihrer Kapazität die Wärme abzugeben eine starke Einbuße haben erleiden müssen, während die zweite Art diese Nachteile nicht allein nicht besessen, sondern den augenfälligen Vorteil geboten hat, daß sich die glatte Innenseite der Öfen leicht und gründlich reinigen ließ und bei der großen Ausstrahlungsfläche eine rasche und ausgiebige Wärmeabgabe ermöglichte, ja sogar die Vertiefungen dieser Kachelarten zum Kochen gedient

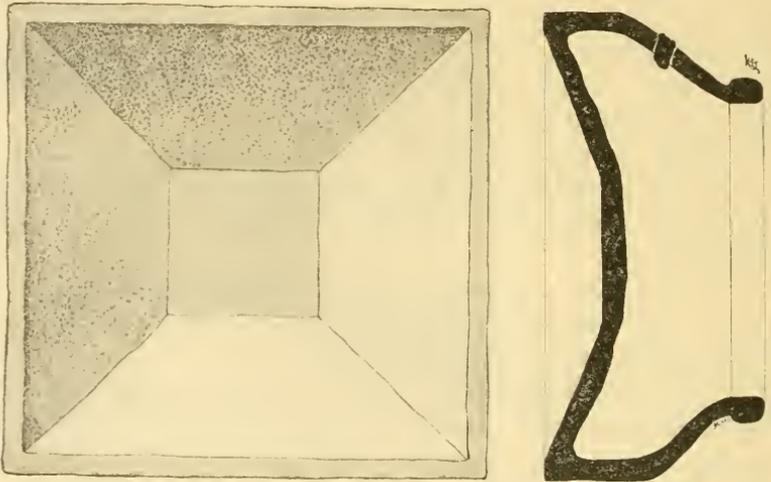


haben sollen, was freilich wohl nur bei den oberen Partien des Ofens möglich und denkbar wäre.

Um so sonderbarer und unerklärlicher erscheint es daher, daß sich die jetzt allein übliche Kachelform nicht aus der zweiten, sondern gerade der ersten Kachelart entwickelt hat denn man braucht sich ja nur die Kuppe einer Kugelhachel abgeflacht, oder die Ausbauchung durch eine ebene Platte (daher der Name Plattenkacheln) ersetzt zu denken, um die jetzt gebräuchliche Kachelform zu erhalten.



Wenn auch die um so viel rationelleren Formen der Napf- und Nischenkacheln ziemlich bald ganz außer Gebrauch gekommen

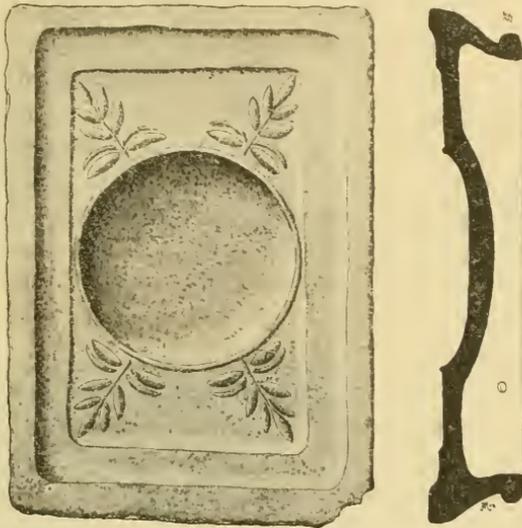


1. Brünn, Johannesgasse Nr. 23.

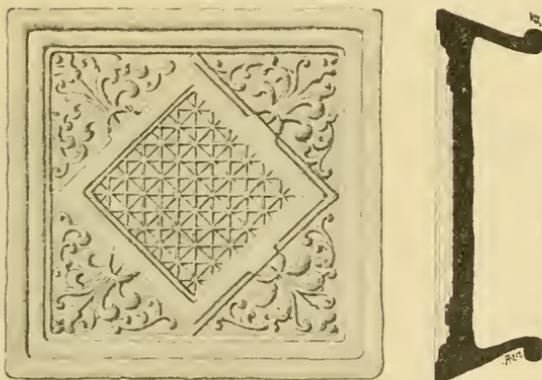
sind, so hat sich die Reminiszenz an dieselben doch, und zwar jahrhundertlang erhalten, wie dies die eine Art Mittelding der beiden genannten Kachelarten darstellende, aus rotem Ton gebrannte unglasierte mit Glimmerblättchen belegte Kachel des Franzensmuseums, welche bei dem Baue des Hauses Nr. 23 der Johannesgasse in Brünn im Jahre 1898 aufgefunden worden ist,* und jene im „Bischofshofe“ des jetzigen Franzensmuseums aufgefundene, unglasierte, mit feinem Glimmer belegte Kachel aus rotem Ton mit

*) Sämtliche in diesem Artikel abgebildeten Einzelkacheln 1 bis 45 sind genau in $\frac{1}{4}$ ihrer wirklichen Größe wiedergegeben.

ihrer tellerartig vertieften Vorderfläche und die zirka 40 Stück von einem abgetragenen Ofen der einstigen Curia episcopalis, dem ältesten Gebäudeteile des Franzensmuseums herrührenden, aus rotem



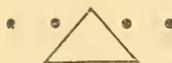
2. Brünn, Bischofshof.



3. Brünn, Curia episcopalis.

Ton gebrannt, unglasiert und mit ungemein feinem Glimmerpulver an der Vorderseite besät Kacheln, welche mit ihrem Gitterwerk offenbar eine Öffnung markieren, erkennen lassen.

In der Kachelsammlung des Franzensmuseums sind die Napfkacheln, welche lange Zeit, man kann sagen bis 1895, allgemein, auch von gewiegten Archäologen als Kochgeschirre (also Breikacheln) angesehen worden (hingen ja doch z. B. in dem 1784 erbauten und 1902 adaptierten Wiener „Narrenturme“ an den Türgittern der einzelnen Zellen dreieckige Schüsseln, mittels welcher den Geisteskranken die Nahrung durch die Gittersprossen hindurch gereicht worden ist), in allen drei Formen, und zwar, wie bereits gesagt, ziemlich reich, in 11 Exemplaren vertreten, und zwar:



a) an dreieckigen unglasierten Kacheln:

1 Stück aus schwarzem Ton beim Bau des Hauses am Großen Platze Nr. 12, 13 (Gerstbauersehes Stiftungshaus) 1900 aufgefunden,

1 Exemplar vom selben Bau jedoch etwas niedriger und aus rotem Ton;

b) an rechteckigen unglasierten Kacheln:

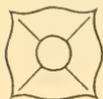
1 Stück aus Graphitton vom Bau des Hauses Nr. 15 (1895) der Brünner Rennergasse;

c) an quadratischen unglasierten Kacheln:

1 Stück vom Bau des Hauses der Brünner Rathausgasse Nr. 14 (1899) aus rotem Ton;

1 Stück vom selben Bau aus rotem Ton nur 18.5×18.5 cm groß;

1 Stück 20.5×20.5 cm, 15 cm hoch, aus schwarzem Ton vom Bau Großer Platz Nr. 12, 13 (1900);



1 Stück vom selben Bau 23×23 cm, 14.5 cm hoch, in schwarzem Ton und derart geschweiften Rändern;

ferner vom Neubau des Hauses am Brünner Großen Platz Nr. 17 (1898):

1 Stück 21.5×21.5 cm, 13 cm hoch, aus rotem Ton,

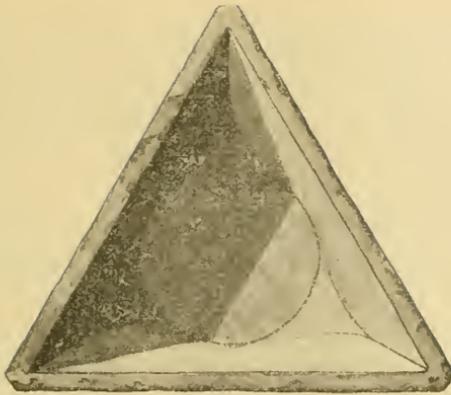
1 Stück 21×21 cm, 10 cm hoch, aus rotem Ton,

1 Stück 21×21 cm, 12.2 cm hoch, aus rotem Ton, aber mit Glimmer belegt, dann

1 Stück 20.5×20.5 cm, 10 cm hoch, aus rotem Ton vom Bau des Hauses Nr. 7 („zur blauen Kugel“) der Brünner Gasse und

1 ungebrauchtes, an seiner Hohlseite hellgrün glasiertes Fragment vom Fundamentsausgrabung des Erweiterungsbaues der Landes-Oberrealschule Elisabethstraße Nr. 12 (1899).

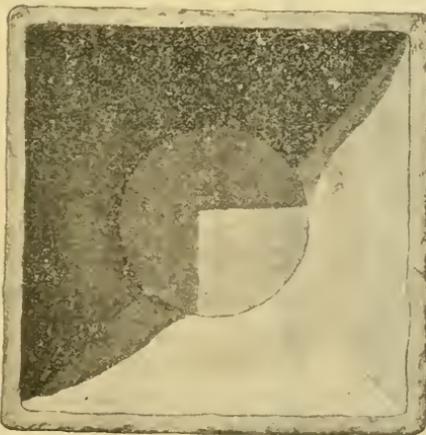
Alle diese Kacheln gehören, mit Ausnahme der letztangeführten aus jüngerer Zeit, dem XIII. bis XIV. Jahrhundert an.



4. Brünn, Großer Platz Nr. 12, 13.



5. Brünn, Rennergasse Nr. 15.

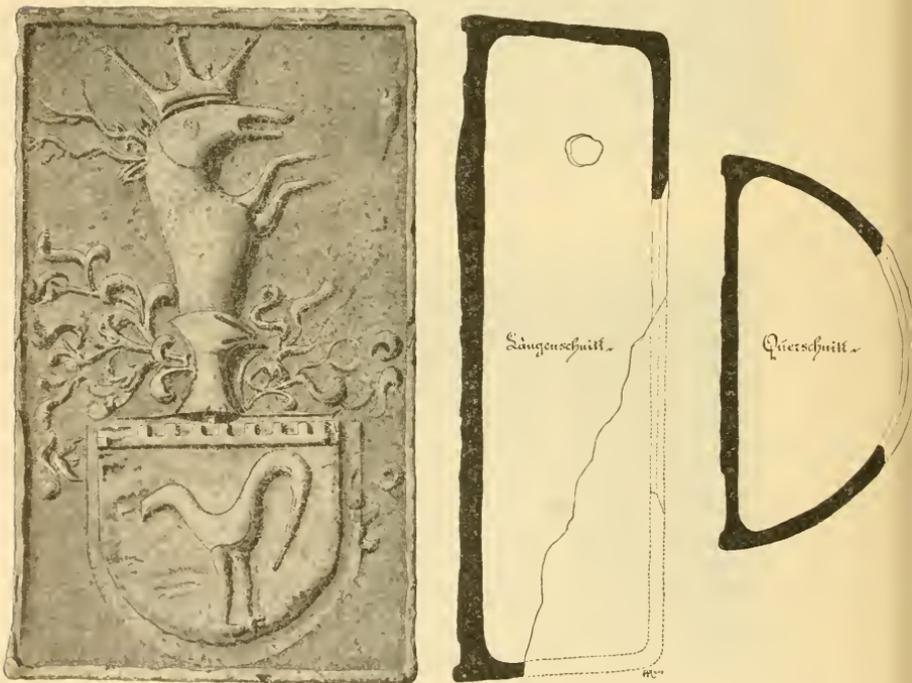


6. Brünn, Rathausgasse Nr. 14.

Selbstverständlich war es möglich gewesen, aus jeder dieser drei Formen (4, 5 und 6) ganze Öfen herzustellen, es ist aber auch denkbar, daß alle drei Formen zur Aufstellung ein und desselben Ofens und zwar die quadratische zu dessen Unterbau, die rechteckige zu dem sich der Kuppe zuneigenden Teile und die dreieckige zur Schließung der Ofenwölbung verwendet wurden.

Von den wie es scheint etwas jüngeren, immer aber noch dem XIV. Jahrhundert angehörenden Zylinder- oder Nischenkacheln, die bis zu Ende des XV. Jahrhunderts in Verwendung gestanden sind, anfangs nur leere Nischen (daher der Name) gebildet haben, deren konkave Seite dann durch eingeritzte Linien dekoriert wurde und später an dieser Seite figuralen Reliefschmuck erhalten haben und schließlich deren rechteckigen offenen Seiten mit durchbrochenen Maßwerken versehen worden sind, ist dem Franzensmuseum bis nun leider noch kein Exemplar zugekommen, wiewohl solche Nischenkacheln in Mähren wiederholt aufgefunden worden sind.

Aber eine „Zylinderkachel“ besitzt das Museum doch, wenn

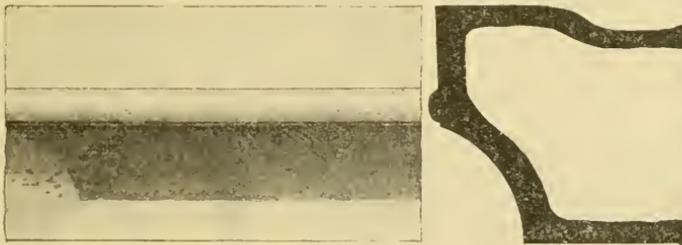


7. Brünn, Großer Platz Nr. 14.

diese auch nicht als „Nischenkachel“ angesprochen werden kann, weil ihre Vorderseite nicht mit einer durchbrochenen, sondern einer vollen ebenen Wand abgeschlossen ist. Diese bei der Demolierung des Bochnersehen Hauses am Großen Platze Nr. 14 im Jahre 1900 aufgefundene spätgotische, aus schwarzem Ton gebrannte an ihrer Vorderseite mit großen Glimmerblättchen belegte Kachel ist schon deshalb interessant, weil sie als Zylinderkachel mit vollständig geschlossener Vorderseite, aber mit einer elliptischen Öffnung durchbrochenen Konvexeite eine Zwischen- beziehungsweise Übergangsform der gegen den Feuerraum des Ofens offenen und jenen der geschlossenen Kachelformen bildet. Man braucht sich nämlich nur die Ränder der Öffnung der Konvexeite etwas aufgebogen zu denken, um zu einem Querschnitt, wie z. B. 22, 26 zu gelangen.

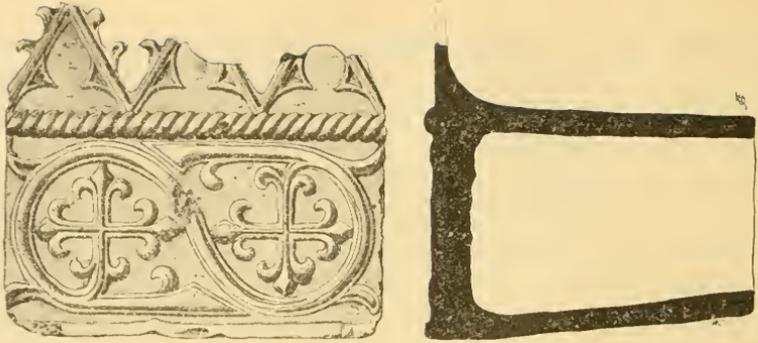
In der gotischen Bauperiode wurden zwar zumeist noch unglasierte Kacheln verwendet, bisweilen aber schon entweder mit Wachsfarben bemalt oder aber auch grün oder braun glasiert und seit dem XIII. Jahrhundert auch plastisch ornamental und figural geschmückt.

An gotischen Kacheln besitzt das Franzensmuseum außer der eben erst genannten Kachel (Abbildung 7) und jener 1 noch eine einfach profilierte, aus rotem Ton gebrannte, unglasierte, mit Glimmer



8. Brünn, Johannesgasse Nr. 23.

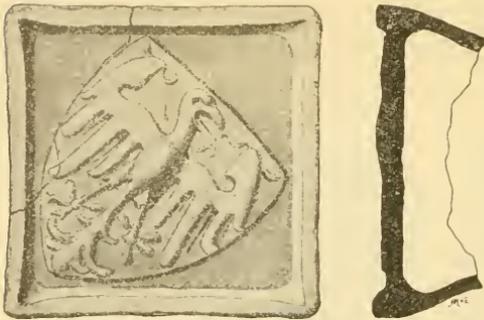
belegte, offenbar von ein und denselben Ofen wie die Kachel 1 stammende Gesimskachel, deren Profil eine Art Falz für den krönenden Ofenaufsatz aufweist; und eine andere, auch „Krünlein“ genannte Gesimskachel aus gelblichem Ton, ohne Glimmerblättchen, vom Bau der Brünnner Geißgasse Nr. 14, mit einem Schema aus Kreuzmotiven, einem „bâton tordu“, bekrabhten Wimpergen und einer ziemlich hohen, fast parallelipedischen Zarge.



9. Brünn, Geißgasse Nr. 14.

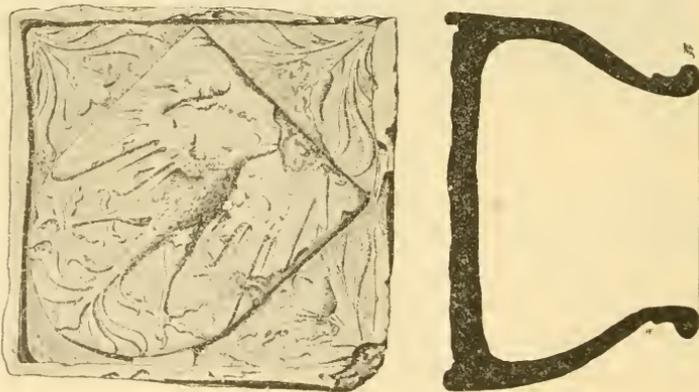
Ferner befinden sich im Franzensmuseum eine 1902 anlässlich des Baues Nr. 5 auf der urkundlich bereits 1274 als extra portam

Brunnensem platea pistorum, als vor dem Brünner-tore gelegenen Bäcker-gasse nebst 4 anderen Kacheln in einem ver-schütteten 14 m tiefen Brunnenschachte aufge-fundene, aus grauem Ton gebrannte, unglasierte Ka-chel, welche an ihrer Vor-derseite mit einer schwar-zen Graphitengobe ver-sehen ist, und eine ähnliche aus gelblichem schwach gebranntem Ton



10. Brünn, Bäcker-gasse Nr. 5.

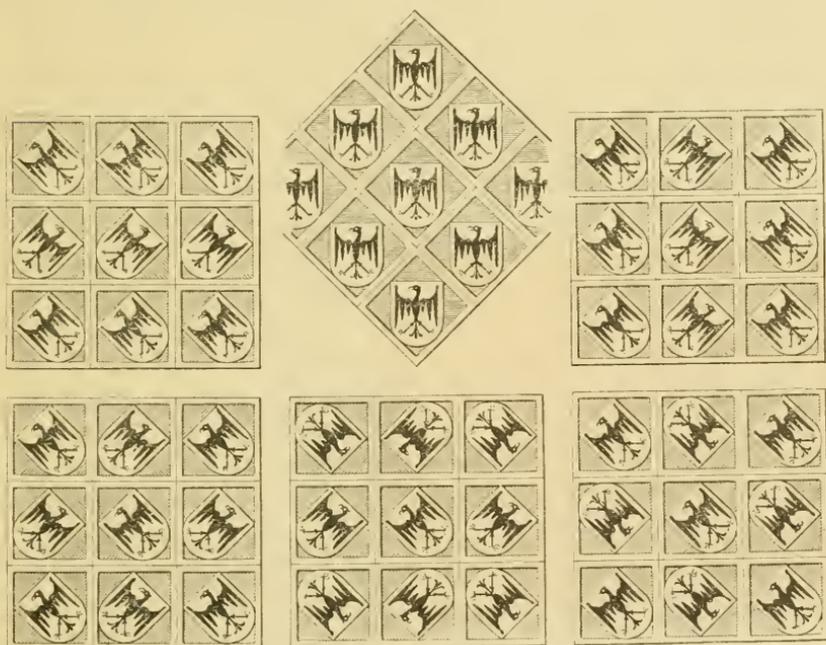
sehen ist, und eine ähnliche aus gelblichem schwach gebranntem Ton



11. Brünn, Rennergasse Nr. 4.

hergestellte, unglasierte mit feinem, teilweise bereits abgefallenem Glimmerbelag versehene Adlerkachel, welche beim Hausbau der Brünnner Rennergasse (der alten Rhenanengasse) Nr. 4 im Jahre 1901 aufgefunden worden ist.

Die Form des Schildes der ersteren Kachel weist auf die Zeit um 1350, der letzteren 1380 hin. Die heraldisch stilisierten einköpfigen Adler auf diesen Schilden sind jedoch, wiewohl viele mährische Adelsgeschlechter (Nettwal, Janwitz etc.) solche im Wappen geführt, nicht als Heroldsfiguren eines Adelsgeschlechtes und ebenso wenig eines Stadtwappens (etwa Olmütz, Mähr.-Neustadt, Znaim) anzusehen, sondern sind landesherrliche Wappentiere, wie sie in alter Zeit Bayern, Böhmen, Schlesien, Krain, Tirol etc. etc. geführt haben, wahrscheinlicher aber als bereits 1234 vorkommende mährische Adler, am allerwahrscheinlichsten aber (da sie nicht geschacht sind) als der seit der Schlacht an der Elster 1080 in das deutsche Reichsbanner aufgenommene „Karolingische Reichsadler“ anzusprechen, welcher hier jedoch nur als bloßer Dekor in gleicher Weise wie etwa die Adler der Reichshumpen etc. angewendet erscheint, und sich in jener Zeit, wo es nicht wie jetzt einer ausdrücklichen Bewilligung zur Verwendung des Staats- oder Landeswappens etc.



bedurft hatte, als sogenannte Reihennuster ebensogut für Gewebe, eiserne Türen, Fußbodenfliesen, Wandverkleidungen und Kachelöfen mannigfaltig und effektivvoll kombinieren ließen, wie dies aus obenstehender Skizze ersehen werden wolle.



12. Brünn, Ferdinandsgasse Nr. 33.

Von bereits glasierten oder wie man damals sagte „begossenen“ Kacheln dieser Periode besitzt das Franzensmuseum eine Kachel vom Bau des Hauses Nr. 33 der Brüner Ferdinandsgasse (1899). Diese Kachel ist aus rotem Ton gebrannt, besitzt eine dick aufgetragene, leicht flüssige, im Brande blasig gewordene, zum Teil bereits abgefallene grüne — in Italien im XI., Frankreich XII. Jahrhundert bereits bekannte, bei uns aber erst seit dem XIII. Jahrhundert in Verwendung gekommene — Bleiglasur (Bleiglätte und Spießglanz) und weisen der dreieckige Schild und der deutsche Topfhelm des auf dieser Kachel abgebildeten Drachentöters auf das XIV. Jahrhundert als die Zeit der Herstellung dieser Kachel hin.



13. Brünn, Großer Platz Nr. 12, 13.

Außer dieser besitzt das Franzensmuseum noch eine zweite, braungrün glasierte Kachel dieser Zeit, aus rotem Ton, welche anlässlich des Baues Nr. 12 und 13 am Großen Platze in Brünn aufgefunden wurde, deren Zarge bereits, offenbar weil zu trocken angesetzt, abgefallen ist. Diese Kachel ist nicht allein durch ihre

Kleinheit ($13 \times 13 \text{ cm}$) auffällig, sondern vornehmlich wegen ihres „Byzanten“ genannten Dekors interessant, welche (vom VIII. bis XII. Jahrhundert) byzantinischen, aber auch (XII. bis XV. Jahrhundert) sarazenischen und flandrischen symmetrischen Tiermotive fast immer, z. B. Löwen = Sonne, Wolf = Finsternis, Adler = Äther, Paradiesvögel = Glück und Macht etc. in unserem Falle Pfauen oder altchristliche Heilvögel = Stärke und Schönheit, symbolischer Natur sind und welcher Dekor, insbesondere auf orientalischen Geweben, sehr häufig als Muster verwendet wurde. Solche orientalische Stoffe wurden nun — nebst vielem anderen — durch die Kreuzfahrer, namentlich unter Kaiser Friedrich II. († 1250), aus dem sogenannten fünften Kreuzzuge in die Heimat gebracht, wo sie zunächst zu kirchlichen Zwecken dienten, ihre Muster und Motive aber gar bald sowohl in die italienische Textilkunst als auch die deutsche Leinweberei und — wie dies unsere offenbar aus der Zeit der flandrischen Besiedelung Brünns herrührende Kachel beweist — auch bei Objekten der Keramik Eingang gefunden haben, deren Spuren selbst in der heutigen Volksindustrie noch häufig genug und deutlich nachweisbar sind.

Im XV. Jahrhundert vollzog sich die, wie wir gesehen im XIV. Jahrhundert inaugurierte Umgestaltung der Kachel und mit dieser der Ofenkonstruktion selbst. Die Kacheln werden nämlich wie früher auch jetzt noch aus, von Natur schwarzem, gelblichem, oder rotem Ton hergestellt, dem jedoch je nach Bedarf behufs besserer Bindung eine größere oder geringere Menge von Glimmer (wie solcher in Mähren z. B. bei Pernstein, Seelowitz etc. und Oslawan vorkommt, wo sogar eine Felsenpartie von dieser Verwendung den Namen „Töpferstein“ = „hrnčířský kámen“ führt) oder aber, um einen gleichförmigeren und besseren Brand zu erzielen, Quarzsand, oder behufs stärkerer Feuerbeständigkeit ziemlich bedeutende Mengen von Graphit (wie solcher in Mähren bei Altstadt, Goldenstein, Müglitz, bei Kunstadt, Petrow, Öls, Hrudka etc. in vorzüglicher Qualität und reichlicher Quantität zur Verfügung stand) beigemischt wurde. Außerdem wurden aber, nicht aus technischen, sondern rein dekorativen Gründen die Vorderseiten der Kacheln oft vor dem Brande mit einem Überzuge von reinem Graphit versehen wie z. B. bei den aus rotem Ton gebrannten Kacheln: 10, 22, 31, oder aber mit silberglänzenden Glimmerblättchen belegt, wie bei den Kacheln 1, 2, 3, 7, 15, 16, 18, 24, 25, 26, 32, 33, 35, oder auch

erst nach dem Brande mit einem Übergusse, einer Engobe, von mit Lehnwasser angerührtem sehr feinem Glimmerpulver versehen, wie bei den Kacheln 29 und 39, um denselben ein silberartiges Aussehen zu verleihen, was sich jedoch nicht bewährte, da sich der Glimmer gar zu bald abgeblättert hat. Seltener sind Engoben von einer anderen Tongattung, wie z. B. der Kacheln 30 und 34, eine solche an terra sigilata erinnernden Farbe, oder einer weißlichen, aus Sachsen bezogenen Tonerde, etwa wie Kachel 23.

Zu der einfärbigen Glasur tritt in diesem Jahrhundert bereits die bunte Emaillierung hinzu, aus welcher Zeit das Franzensmuseum jedoch kein Belegstück besitzt.

Die Kacheln werden von da ab auch nicht mehr wie die Kugel- und Napfkacheln aus einem Stücke, sondern durchwegs aus zwei Teilen, und zwar: der dem Wohnraume zugewendeten „Platte“ und der dem Ofenraume zugewendeten „Zarge“ hergestellt. Zuweilen kam es aber auch vor, daß Plattenkacheln ohne Zargen, etwa als Verkleidungskacheln von Öffnungen gemauerter Öfen — siehe 19 und 20 — oder an abgestumpften Ecken, wie die allerdings viel jüngere Kachel 37, verwendet wurden.

Die Herstellung der seither landläufigen Plattenkacheln erfolgte in der Weise, daß aus geschlemmtem Ton Scheiben geschnitten und in Holz- oder Tonmodel mit der Hand, oder bei stark vortretendem Reliefdekor mit Hilfe eines groben Leinenlappens eingepreßt wurden. Diese hierbei verwendeten Gewebe wurden zwar bei dem Brande vernichtet, haben aber in den Kacheln ihre Abdrücke zurückgelassen, wie dies bei den Kacheln 15 und 38 der Fall ist.

Hierauf wurde der Model samt der Tonplatte auf die Drehscheibe gebracht und auf dieser aus freier Hand, später mittelst Schablonen die Zarge hergestellt, wenn nicht, wie manche Kacheln z. B. 13 erkennen lassen, die Zarge für sich separat hergestellt und auf die Platte nur aufgedrückt worden ist, weshalb bei rechtwinkeligen Plattenkacheln dieser Zeiten die Öffnung oder das Loch der Zargen immer mehr weniger kreisrund, wie z. B. bei den Kacheln: 1, 11, 12, 15, 16, 18, 21, 22, 26, 28, 31, 34 und 35 oder höchstens elliptisch, wie bei 9, 16 und 38, aber niemals rechteckig gestaltet ist.

Zuweilen wurden für die Kachelplatten Model von schon im XIII. Jahrhundert eingeführten tönernen Wand- und Fußboden-

platten, den „Klinkerfließen“, benutzt, auf denen mit Vorliebe allerlei Tiere: Adler, Löwen, Hirsche etc. als Dekorationsmotiv verwendet wurden. Das Franzensmuseum besitzt ein diesbezügliches Belegstück einer aus dem Schutte der erzbischöflichen Ruine Hochwald aufgesehenen unglasierten Kachel aus ziegelrot scharf gebranntem Ton ohne Glimmerbelag.



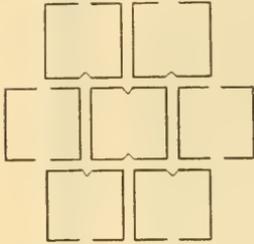
14. Ruine Hochwald.

Die Fleischstärke oder Dicke der so erzeugten Plattenkacheln ist je nach der Güte des Materiales und der Geschicklichkeit des Hafners sehr verschieden gewesen und variiert z. B. bei den in unserem Muscum befindlichen Kacheln von 22 *mm* Plattenstärke (9 und 29); 20 *mm* (28), 17 *mm* (22), bis zu 14 *mm* (34), ja es gab Kacheln von ganz merkwürdig dünnen Platten, wie bei der nur 10 *mm* starken Kachel 21 oder gar nur 5 *mm* starken Platte bei 10 *mm* Zarge bei der Kachel 23.

Die Plattenkacheln wurden an ihren Zargen mit einem mit Kieselsteinbrocken, Tonscherben, in späteren Zeiten Kuhhaaren vermengtem Lehmkranz oder Wulste umgeben und so zu einem Ofen mit vertikalen Wänden aufgebaut. Derart ausgeführte Öfen wurden nach längerem Gebrauche so fest, als ob sie aus einem einzigen Stücke beständen, woraus sich erklärt, daß die Bramarbase der Trinkstubenraufereien damaliger Zeit sich mit dem „zertöpfeln“ der Öfen immerhin brüsten konnten, und warum selbst bei sorgfältiger Abtragung derartiger alter Öfen so selten ganze Kacheln erhalten geblieben sind.

Diese ohnehin sehr solide Ofenkonstruktion hat aber unseren Altvorderen nicht immer genügt. Das beweisen z. B. die Kacheln 1, 24, 28, 32 und 34, deren Zargen entweder oben oder unten gleich vor dem Brande mit einem oder, wie die Kachel 38, oben und unten, also mit zwei Löchern versehen worden sind, in welche Löcher sich die verbindende Lehmschichte, und zwar da die Kacheln

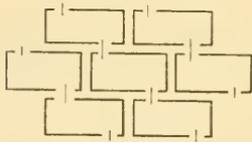
immer „voll auf Fug“ versetzt wurden, gerade immer an der Stelle wo drei Kacheln zusammentrafen, eindrückte, wie dies die Zapfenreste bei 1 und 38 bezeugen und so eine Art Verankerung aller Kacheln untereinander herbeigeführt wurde. — Zuweilen wurde anstatt



der Löcher an der Ober- und Unterseite der Zargen, an deren vertikalen Seiten Schlitzte ausgespart, wie z. B. an der unglasierten Kachel I.-Nr. 7308 und einer schwarzen Kachel I.-Nr. 487/d des mährischen Gewerbemuseums; oder

aber man hat die Zargen der Kacheln nach ihrer Versetzung noch mittels eines Drahtes miteinander verbunden, zu welchem Zwecke die Zargen an ihren Rändern verstärkt wurden, wie solche Wülste die Kachelzargen von 1 bis 3, 11, 18, 21, 22, 24, 29, 31, 32, 35 und 38, ganz besonders aber von 26 und 28 zeigen.

In späterer Zeit, als die Zargen wegen Materialersparnis und der besseren und leichteren Reinigung wegen niedriger gehalten wurden, wurden in die Zargen immer noch die sogenannten „Drahtlöcher“ ausgespart, welche zuweilen erkennen lassen, in welcher

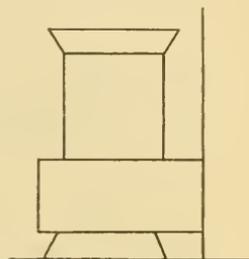


Weise die Kacheln in Verwendung gelangten. So lassen z. B. die schief gegenständigen Löcher der Längsseiten der Kachel 2 deutlich erkennen, daß diese Kacheln nicht aufrecht, sondern liegend, und zwar in nebenstehend skizzierter

Weise aufgebaut und zusammengedrahtet worden sind.

Die Dicke der Kacheln, die Form und Höhe der Zargen, die Zahl und Stellung der Drahtlöcher bilden nachgerade ein Kriterium für die Beurteilung des Alters der Kacheln, so daß man nach diesen Merkmalen z. B. sofort erkennen kann, daß die Kacheln 2, 3, 12 und 36 ganz gewiß einer späteren Zeit als dem XV. oder XIV. Jahrhundert angehören. Es ist daher geradezu befremdlich, daß diese Kriterien bei Kachelpublikationen so sehr vernachlässigt und in diesbezüglichen Abhandlungen fast niemals die Querschnitte der Kacheln beigebracht werden, sowie es auch bedauerlich ist, daß zuweilen — selbst von Personen, denen man eine solche Barbarei nicht zumuten würde — die Zargen abgeschlagen und abgezwickelt werden, um die Kachelplatte allein in einen Holzrahmen zu stecken und so wie ein Ölgemälde als Wandschmuck zu verwenden.

Diese Änderung der Kachelform, welche es ermöglichte, vertikale, nicht allzstarke Ofenwände zu errichten, hatten natürlich auch eine Änderung der äußeren Gestalt des Ofens selbst zur Folge gehabt. Seither — der Zeitpunkt ist nicht genau eruierbar — zeigen nämlich die stets von außen heizbaren Öfen einen auf Stein- oder Ton-, zuweilen in Bauernhäusern auf Holzfüßen ruhenden, ziemlich umfangreichen parallelipedischen Feuerraum oder Feuerkasten als Unterbau, einen schlankeren, rechteckigen, quadratischen, sechs- oder achteckigen, zuweilen zylindrischen Oberbau, den eigentlichen Ofenkasten, welcher mit gesimsartig ausladenden Platten, den Gesims- oder Firstkacheln, auch „Krönlein“ genannt, horizontal abgedeckt ist. Von dieser, von aller Reminiszenz an den Herd emanzipierten Ofenform haben sich noch ziemlich viele Exemplare in Nürnberg, München, Wien etc., und zwar auch wie in der Residenz von Meran, der Burg Nürnberg, dem Arthushofe in Danzig u. s. f., an ihren ursprünglichen Standorten erhalten.



Diese Ofenform ist auch im XVI. Jahrhundert beibehalten worden, aus welcher Zeit der Spätgotik ebenfalls ganze Öfen z. B. auf der Hohensalzburg (1501), Füssen (1514), Wismar (1575) noch bestehen und bei welchen höchstens die Änderung zu konstatieren ist, daß die Füße der Heizkästen zuweilen aus Messing, ja die Feuerkästen selbst aus Eisen hergestellt sind; daß die Feuerkästen zuweilen zu der sogenannten „Kunst“ erbreitert wurden, oder jener Teil des Feuerkastens zwischen Ofen und Stubenwand zu einem sogenannten „Ofentritt“, der „Ofenhelle“ oder „Hölle“ verlängert wird, welche als Lagerstätte für den Ausgedinger (deren Stuben aus ökonomischen Gründen unbeheizbar geblieben sind) ausgenützt wurde, unter welcher sich die Bruthennen befanden und über derselben ein „Ofengeländer“ von der Deeke herabbaumelte, auf welchem die nassen Kleider getrocknet wurden. In manchen Gegenden, insbesondere der Schweiz, erhielt der Ofen an einer oder an beiden Seiten bequeme aus Kacheln erbaute und heizbare Großvaterstühle.

Die Kacheln des XV. und XVI. Jahrhunderts waren noch immer verhältnismäßig klein, aber bereits häufig bunt glasiert und auch, wie z. B. der Chronist Johann Kořinek von einem Ofen im Rat-
hause zu Kuttentberg aus dem Jahre 1519 berichtet, sogar vergoldet gewesen. Um die erste Hälfte des XVI. Jahrhunderts ermöglichte

die fortgeschrittene Technik aber auch größere emaillierte Kacheln herzustellen. Als die italienische Hochrenaissance (1500—1580) bei uns Eingang gefunden und sich mit der heimischen gotischen Bauweise vermählte, gestaltete sich der Ofenbau streng architektonisch, mit Säulen, Pilastern, Gesimsen und Nischen, in welchen Vasen und Figuren ihren Standort hatten.

In Mähren dürfte sich aus dieser Zeit, falls derartiges vorhanden gewesen, kaum etwas erhalten haben; war ja dies die Zeit der Raubritter, Taboriten, Wiedertäufer, der Türkennot, der Pest, der „spanischen Gewalt“ der Gegenreformation mit ihren Güterkonfiskationen etc.

Gegen Ende des XVI. Jahrhunderts trat wiederum die architektonische Ausstattung zu Gunsten einer reicheren Plastik zurück, doch kamen auch jetzt noch immer kleine und unglasierte Kacheln in Anwendung, die es vielleicht gerade ihrer Schlichtheit zu danken haben, daß sie der Zerstörung durch rohe Kräfte entgangen sind.

Von unglasierten Kacheln des XV. und XVI. Jahrhunderts besitzt das Franzensmuseum an Wappenkacheln: Zunächst die bereits erwähnte Zylinderkachel 7. Schreiber dieses hat sich — leider erfolglos — bemüht, nach den in Brünn zugänglichen literarischen und archivalischen Quellen das Adelsgeschlecht zu eruieren, dessen Wappen auf dieser Kachel dargestellt ist. Nach den Lösungsbüchern des Stadtarchivs z. B. ist nur zu ersehen, daß von dem seit 1432 bestandenen Hause Nr. 14 (K.-Nr. 76) des Großen Platzes von „Oswaldus Arcufex“ bis zu der Familie Fössel-Bochner (1867) nur 1634 (also für unsere Kachel wohl zu spät) ein einziger Adelige: Casp. Mel. Balt. Leo von Rozmítal Besitzer gewesen ist. Es ist somit immerhin möglich („wahrscheinlich“ zu sagen wäre wohl zu gewagt), daß dieses Wappen einem fremdländischen etwa romanischen oder flandrischen „Ritter“-Geschlechte, oder einer jener 300 protestantischen mährischen Adelsfamilien zugehört hat, welche 1622 zur Auswanderung verhalten worden und derzeit wahrscheinlich größtenteils ausgestorben sind, deren Angehöriger einst eines dieser Häuser vielleicht als Mietsmann bewohnt hatte.

Eine andere Wappenkachel besitzt das Franzensmuseum in der 1864 anlässlich eines Kanalbaues im Museumshofe ausgegrabenen Gesimshohlkehlkachel aus rotem Ton mit sehr feinem Glimmerbelag,



15. Brünn, Bischofshof.

ein kleines Fragment der gleichen Kachel von derselben Fundstelle und ein gleiches Exemplar vom Hausbau der Brünnergasse Nr. 7.

Diese Kachel zeigt eine ganz auffallende Verwandtschaft mit einer schwäbischen Hohlkehlkachel im Germanischen Museum in Nürnberg, nur daß diese eine längere, flaschenartige Zarge besitzt und neben dem Engelskopfe noch ein Hifthorn und ein Hirsegeweih zeigt und der einmal gespaltene Schild im linken Felde zwei gekreuzte Stäbe aufweist, während unserer Kachel Horn und Geweih fehlen und der Schild durch einen Gern oder Keil in drei Plätze geteilt ist, in deren mittlerem ein kleines Kreuzchen, und zwar so schwach angedeutet ist, als ob dieses bloß eine Markierung des Mittels wäre. Ob unser Schild ein Wappenschild ist, z. B. der Freiherren von Künsberg (silberner gebogter Keil in Blau), oder der Grafen Gallenberg (silberner Gern in Rot) etc., oder ob wir es hier nur mit einer dekorativen Anwendung eines Wappens zu tun haben, muß — namentlich weil die Tingierung nicht angedeutet ist — dahingestellt bleiben.

Dagegen ist das, auf der 1899 beim Neubau des Hauses Nr. 3 der (Schwarz-)Adlergasse in Brünn aufgefundenen rot gebrannten, mit kleinen Glimmёрblättchen belegten Firstkachel ersichtliche Schild zweifelsohne das Brünner Stadtwappen: zwei silberne Balken in Rot. Diese Brünner Stadtkachel, wie man sie füglich nennen möchte, ist aber auch noch deshalb interessant, weil die zu beiden Seiten des Schildes sichtbaren Buchstaben erkennen lassen, daß die Kachel von einem Töpfer, dessen Zuname mit den Buchstaben VR endete, erzeugt worden sei. Vielleicht findet sich noch einmal gelegentlich

des Umbaues eines der älteren Häuser in der „inneren Stadt“ eine Kachel, welche die Ergänzung dieses Namens bringt.

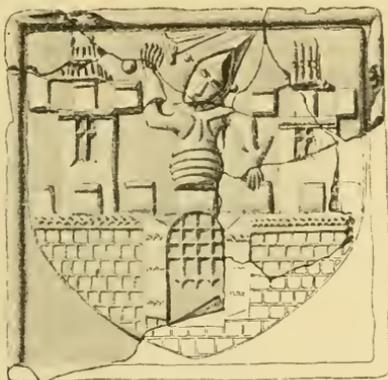
Ebenfalls ein Stadtwappen zeigen die im Schutte der Veste Eulenberg (bei Mähr.-Neustadt) aufgefundenen, aus gelbem Lehm gebrannten unglasierten und ungeglimmerten Kacheltrümmer. Außer diesen Kacheltrümmern besitzt das Franzensmuseum noch die diagonale Hälfte einer ganz gleichen beim Bau der Brüner Brünergasse Nr. 7 aufgefundenen Kachel. Da derartige zwei- und dreitürmige offene Stadttore ein ungemein beliebtes und sehr oft wiederkehrendes Motiv für Städtewappen Deutschlands und Österreichs gewesen sind, ist es nicht so leicht ein solehes Wappen „bestimmen“ zu können. Von solchen mährischen Städtewappen sind nur zwei, jene von Mähr.-Budwitz und Ung.-Hradisch mit unserem Kachelwappen fast ganz gleich, jedoch nicht kongruent, weil, was jedoch weniger bedeuten würde, die Türme der jetzigen Wappen der genannten Städte nicht überdacht sind, und der Grieswart unserer Kacheln schildlos ist, während jene der beiden genannten Stadtwappen aber geschildet sind und der Schild des Budwitzer Grieswärtels zwei gekreuzte Pfeile in Gold, und des Ung.-Hradischer einen silbernen Löwen in Rot als Heroldsfiguren aufweisen. Immerhin ist aber schon das Vorkommen von ganz gleichen Kacheln in Brünn und der 86 km entfernten Veste Eulenberg an und für sich merkwürdig genug.

Zwar nicht zu den „Wappenkacheln“ zu zählen, mit diesen jedoch nahe verwandt ist die anlässlich des Neubaues des Hauses Nr. 16 am Großen Platze in Brünn aufgefundene, aus schwarzem Ton gebrannte, an ihrer Vorderseite mit großen Glimmerblättchen belegte Kachel, welche ein schachbrettartig stilisiertes, von zwei ebenfalls geschachten Füchsen mit Kapuzen und Bäckchen gehaltenes „Grauwerk“ oder „Veh“ zeigt, auf dem eine, nach (her.) links gewendete Taube sitzt, also das Emblem des Kürschnerhandwerks* darstellt. Dies läßt zwar vermuten, daß diese Kachel von einem Ofen herrührt, welcher einst in einem Lokale, sei es dem Handwerksaal oder der Herberge einer, und zwar, wie die katholische Mönche (Kapuziner) persiflierenden Füchse erkennen lassen, lutheranischen Brüner Kürschnerzunft gestanden ist; doch geben die

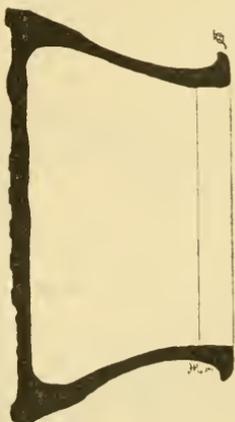
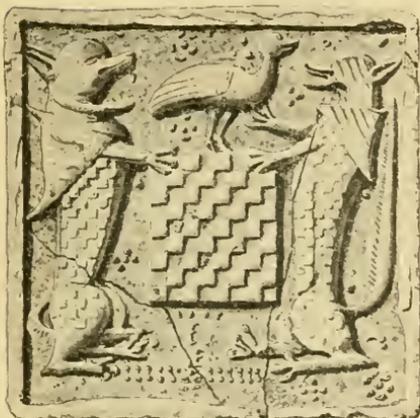
* Siehe A. Franz, Mährische Zunftsiegel. Annales DCCCXCVII, Fig. 111 Kreamier; 130 Pirnitz; 144 Boskowitz; 241 Mähr.-Ostrau.



16. Brünn, Adlergasse Nr. 3.



17. Veste Eulenber.



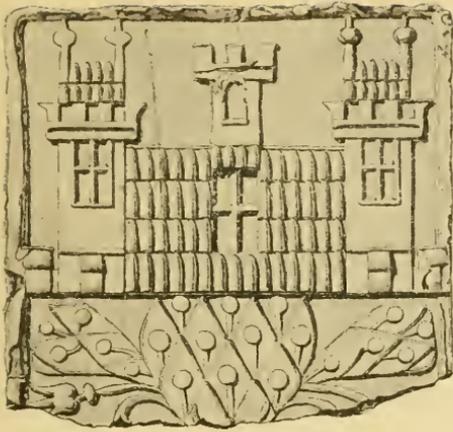
18. Brünn, Großer Platz Nr. 16.

Losungsbücher bezüglich des seit 1442 bestandenen Hauses Nr. 16 (K.-Nr. 78) des Großen Platzes diesbezüglich keinen Aufschluß.

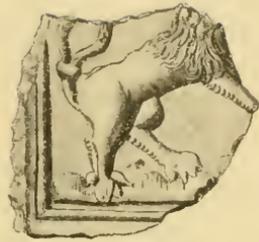
Die auf einen oberflächlichen Blick ebenfalls wie eine Wappenkachel aussehende, 1898 beim Neubau des Hauses der Ferdinands-gasse Nr. 13 und 15 in Brünn aufgefundene, aus ziegelrotem Ton gebrannte unglasierte, ungeglimmerte Kachel, deren untere Partie leider fehlt, stellt jedoch den über den Wassern des Urds-Brunnens aufsteigenden, immergrünen, himmelhohen Lebensbaum, die Welt-esehe — asker Yggdrasil — dar, welche der nordischen Dichtung und Mythologie nach in der Wunsch- und Weihnacht gleichzeitig Blüten trägt und goldene Äpfel — drotin oder truhtin — reift und deren über die ganze Erde ausgebreiteten Äste die Himmelsburg Himinbiörg der Asen und Einherier tragen, in deren Saal Walafkialf Walvater Odin von seinem Sitze Hildfkialf die Welt übersieht. Da ähnliche Darstellungen sich häufig auf flandrischen Geweben vorfinden, so dürfte wohl die Annahme berechtigt sein, daß sich ein in dem genannten Hause im XV. Jahrhundert wohnhaft gewesener reicher Niederländer einen Ofen nach heimischen Motiven anfertigen ließ, wodurch dieses Kachelfragment speziell für Brünn an historischer Bedeutung gewinnt.

Von bloß heraldisch stilisierten Tiergestalten erscheinen auf den Kacheln des Franzensmuseums außer den bereits besprochenen Adlerkacheln 10 und 11 und der ebenfalls bereits vorgeführten Hochwalder Klinkerkachel 14 (deren Doppeladler bereits 1325 zum ersten Male auf einer Reichsmünze Ludwig des Bayern erschien, 1433 unter Sigismund als deutsches Kaiserwappen angenommen wurde und bekanntlich seit der Auflösung des heiligen römischen Reiches (1806) als Wappentier der österreichischen Monarchie verblieben ist), auch ein nach (her.) links schreitender zweischwänziger Löwe auf dem unglasierten, aus gelbem Ton gebrannten Kachelfragment ohne Glimmerbelag vom Bau der Brünnergasse Nr. 7 und noch ein anderer nach (her.) rechts schreitender zweischwänziger Löwe auf der 1898 beim Neubau des Hauses Nr. 17 des Großen Platzes in Brünn aufgefundenen unglasierten Kachel aus Graphitton ohne Glimmerbelag und einer fast ganz gleichen Kachel vom Bau der Brünner Bäckergasse Nr. 5.

Ebenso befindet sich in unserer kleinen Sammlung auf einer ebenfalls beim Neubau des Hauses Nr. 5 der Bäckergasse zu Tage geförderten, aus gelbem Ton gebrannten, an der Platte mit einer



19. Brünn, Ferdinandsgasse Nr. 13, 15.



20. Brünn,
Brünnnergasse Nr. 7.



21. Brünn, Großer Platz Nr. 17.



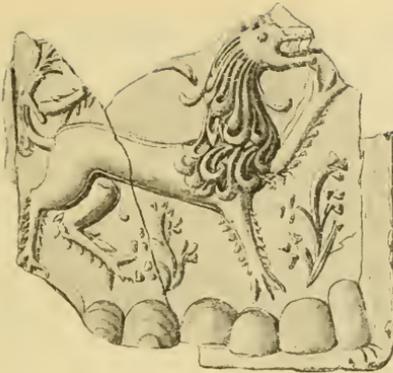
22. Brünn, Bäcker-gasse Nr. 5.

schwarzen Graphitengobe versehenen Kachel ein nach (her.) rechts aufrecht schreitendes, an das Wappen der Steiermark erinnerndes Wappentier — und ein nach (her.) links gewendetes ungeflügeltes greifartiges Fabeltier auf einem unglasierten, aus gelbem Ton gebrannten, wahrscheinlich Brünner Kachelfragmente ohne Glimmerbelag abgebildet.

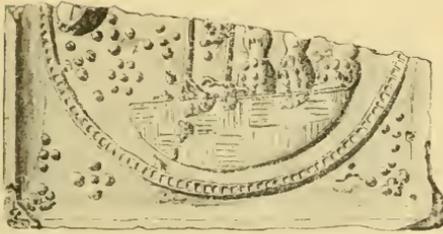
Wiewohl der Pelikan, also auch ein Fabeltier, gar nicht selten als Heroldsfigur vorkommt — wie z. B. die Frankfurter Scharff v. Scharffenstein einen auf seinem Neste stehenden silbernen Pelikan mit drei Jungen in rotem goldgefaßten Schilde führen, so dürfte der Pelikan auf dem aus gelbem Ton gebrannten, unglasierten schütter mit Glimmer bestäubten Kachelstücke vom Bau der Brünnergasse Nr. 7 bereits zu den bei Kacheln so beliebt gewesenen religiös symbolischen Darstellungen — hier der Selbstaufopferung Christi — zuzuzählen sein, was auch bei den Fig. 25 abgebildeten Resten einer beim Bau des Hauses Nr. 5 der Brünner Bäckergasse aufgefundenen, aus stark mit Glimmer und Quarz versetztem, ziegelrotem Ton gebrannten auf der Platte mit feinem Glimmerstaub versehenen Kachel der Fall ist, deren Darstellung des Sündenfalles als biblische Darstellung, oder aber als Insignien des Töpfergewerbes angesehen werden kann und falls letzteres der Fall gewesen, darauf schließen ließe, daß sich einstens an der Stelle des jetzt dem Neubau gewichenen Hauses Nr. 5 der Bäckergasse ein Zunfthaus der Töpfer befunden habe; denn im Mittelalter haben ja die Töpfer ihre Werkstätten der Feuersgefahr und Rauchbelästigung wegen immer unmittelbar innerhalb und in ruhigen Zeitläuften außerhalb der Stadtmauer* aufgeschlagen, was hier eben gerade zutreffen würde, umso mehr, als das „Brünner Tor“ und die Bäckergasse zu dem Hafneracker (in agro figuli) der späteren „Lehmstätte“ und den Tonlagern bei Bohonitz, den jetzigen Ziegeleien der Grabengasse geführt hat.

Ähnliches gilt von der unglasierten, aus rotem Ton gebrannten an ihrer Platte mit Silberglimmer belegten 1899 beim Neubau des Hauses Nr. 3 der Brünner Adlergasse ausgegrabenen Kachel, deren figuraler Dekor fast assirisch-babylonisch anmutet, sowie auch von dem aus rotem Ton gebrannten, an der Vorderseite rotbraun glasiertem

* So waren in Brünn z. B. die Töpfer Jakob Gewraus in der Brünnergasse; Schneider am Krautmarkt; David Wäckel auf der „großen Bäckergasse“ behaust gewesen.



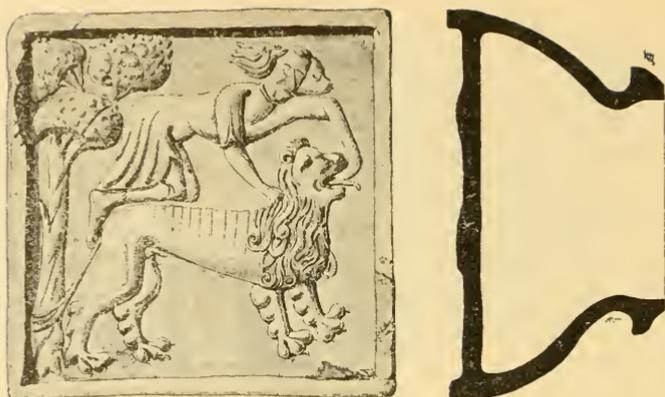
23. Brünn.



24. Brünn, Brünnergasse Nr. 7.



25. Brünn, Bäckergasse Nr. 5.



26. Brunn, Adlegasse Nr. 3.



27. Brunn, Brünnergasse Nr. 7.

Kachelfragmente vom Bau der Brünnergasse Nr. 7, deren Löwenbezwinger Simson, aber auch Nimrod oder Herakles oder Orion darstellen können.

Auch wären hier anzuführen: Die beim Neubau des Gerstbauersehen Stiftungshauses Nr. 13 des Großen Platzes in Brunn aufgefundene unglasierte Kachel aus rotem Ton, deren

Plattenseite Spuren einstigen Glimmerbelages aufweist, und die beim Fundamentsaushub des Zubaus der Ersten mährischen Sparkassa in Brunn, Johannesgasse Nr. 4, im Jahre 1892 ausgegrabene unglasierte aus Graphitton gebrannte und an ihrer Vorderseite mit einer dicken aber lockeren, zum Teile bereits abgefallenen nach dem Brande aufgetragenen Schichte von Kaliglimmer belegte Kachel, welche beide in ihrer Zeichnung rechte Modellierung von Pferd und Reiter und der in Felsen knieenden gekrönten Frauengestalt, auch im Detail des Sattels, der Schabrake etc. so nahe verwandt sind, daß beide Kacheln entweder in ein und derselben Werkstätte oder von verschiedenen Töpfern mit Benützung ein und derselben Vorlage ausgeführt worden sein dürften, da für Kacheln häufig gleichzeitige Kupferstiche oder Holzschnitte als Vorbilder gedient haben. Die Pferde z. B. erinnern sehr lebhaft an jene des Kupferstechers M. Z. (Martin Zasinger oder Matthäus Zagel) um 1501 und auch an das Theuerdankbild des Augsburger Holzschneiders Leopold Beck († 1542).



28. Brünn, Großer Platz Nr. 13.



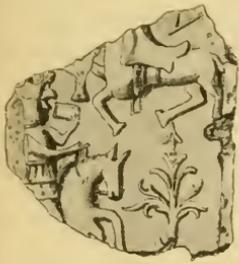
29. Brünn, Johannessgasse Nr. 4.

Der auf diesen Kacheln dargestellte Drachenkampf dürfte sich wohl wahrscheinlich auf St. Georg aus Kapadozien beziehen (dessen Gedächtnistag in die Frühlingszeit, 23. April, fällt), welcher die hl. Margareta aus der Gewalt eines Drachen befreit hat, wornach diese Kacheln also zu den religiösen Sujets zuzuzählen wären. — Da aber bekanntermaßen schon Chederle eine Jungfrau durch Erlegung eines Lindwurms befreit, Jason Medea, Herakles Hesione von einem Drachen erlösen, Siegfried durch Erlegung des Fafner

Brunhilde, Theseus den Minotaurus erlegt und dadurch Ariadne erlöst, Ruggiero Angelika aus der Gewalt des von ihm erlegten Drachen befreit, und so noch eine ganze Reihe von Drachentöttern — Sir Bevis von Hampton, König Fridlef, die Frodhis, Beowulf, Struth von Winkelried u. s. f. — zu nennen wären sowie ja auch der Hebräer Jahve den Leviathan, der babylonische Marduk die Mitgartschlange der Finsternis bekämpften, Mithras, der persische Lichtgott, den Drachen der Finsternis in einer Höhle erlegt, Diomedes den Kolchischen Drachen tötet, der Licht- und Sonnengott die schlangenanartig zischenden Gewässer der delphischen Schlucht bändigt und den winterbeherrschenden Python erlegt, Swibdagr = der Beschleuniger des Tages, des sonnenglänzenden Solbiarts Sohn der Edda, die schmuckfrohe Meglada aus der Burg des Frostriesen herausholt, ja selbst der Messias, welcher die Menschheit aus der Finsternis des Todes zu dem ewigen Lichte des Himmels befreit hat, in der bildenden Kunst so häufig als „Lindwurm tötet“ dargestellt erscheint und die Drachentöter aller Zeiten und Völker auf den ursprünglichsten aller Kulte, den Sonnenkultus, zurückweisen, nach welchem der Sonnengott die Sonnengöttin aus der Gewalt des Wintergottes befreit, so wäre diese freiere Auffassung des Drachenkampfes auf unsere Kacheln 28 und 29 und 12 angewendet, immerhin statthaft, diese zu der Gruppe der symbolischen Kacheldarstellungen zuzuzählen, umso mehr, als ja der Ofen selbst gegen den Winterfrost ankämpft und daher diese Darstellungen in stummeredter Weise die Hoffnung auf eine baldige Besiegung des Winters wecken und nähren konnten.

Zweifellos zu den religiösen Sujets ist dagegen die Darstellung des Zuges der hl. Dreikönige auf dem gelegentlich des Baues des Hauses Nr. 7 der Brünnergasse aufgefundenen unglasierten und ungeglimmerten, aus gelbem Ton gebrannten zwei Kachelfragmenten zu rechnen, von welchen das größere hier abgebildet erscheint. Die fast archaisch zu nennende Art der Pferdendarstellung im Verein mit der — trotz bereits eingetretener Verwitterung — an die Farbe der terra sigilata erinnernde Tonengobe an den Vorderseiten dieser Kacheltrümmer machen diese für den Laien unscheinbaren Fundstücke ungemein beachtenswert, welche auch nebenbei lehren, anscheinend geringfügige Scherben nicht ohneweiters achtlos wegzuwerfen.

Außer diesen Kachelfragmenten sind dem Museum auch vom



30. Brünn,
Brünnergasse Nr. 7.



31. Brünn, Bäckergasse Nr. 5.



Bau der Bäckergasse Nr. 5 drei Stück gelbgrün glasierte Kachelrudimente zugekommen, von welchen ein Stück eine Gewandfigur ohne Kopf — offenbar Mariens — und zwei Stück Teile eines in der Krippe liegenden Jesukindes zeigen, welche Rudimente jedoch zu klein sind, als daß sich ihre Reproduktion derzeit gelohnt hätte.

Eine von demselben Bau, Bäckergasse Nr. 5, herrührende Kachel aus grauem Ton mit Graphitengobe nebst reichlichem Glimmerbelag an der Vorderseite zeigt einen vom Beschauer nach links galoppierenden, in ein Hifthorn stoßenden Reiter mit herabgefallener Gugel, welcher, da er einem durch einen Baum markierten Walde zuzureiten scheint, einen die Parforcejagd mit der Anjagdfanfare auf dem Rüdnhorn eröffnenden Piquer, oder aber, da dieser Reiter wehr- und waffenlos dargestellt ist, und falls die sonderbaren Gebilde am Fuße der Kachel etwa Flammen andeuten sollen, denen der Reiter seinen Blick zuwendet, auch einen sogenannten „Feuerreiter“ vorstellen kann, wie solche im Mittelalter ein brennendes Haus dreimal umritten und nach jedem Umritt mit der Formel:

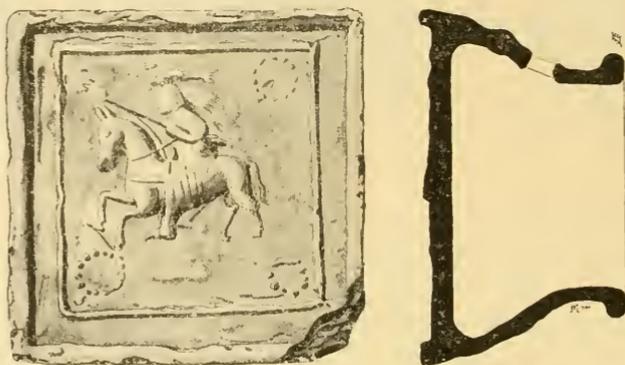
1. „Feuer ich gepeut dir im Namen Jesu, daß du nit weiter kumest.“
2. „Behalt dein Funk und Flammen wie Maria ir jungferschaft und er behalten hat vor allen Namen“

und 3. „Das sei dir Feuer zue pueß zelt im Namen G. d. V. d. S. u. d. h. G.“

das Feuer „besprochen“ haben und auf Ofenkacheln die symbolische Bedeutung der engen und sicheren Einschließung des Feuers gehabt haben können. Ganz die gleiche Darstellung findet sich auf der diagonalen Hälfte einer Kachel von demselben Bau, nur daß

diese etwas größer dimensiert und grün glasiert ist und der mit der Gugel bedeckte Reiter schärfer und künstlerischer ausgeführt ist.

Eine nicht uninteressante Reiterkachel ist auch die unglasierte, aus Graphitton gebrannte, wie es scheint, auf einem bereits stark mitgenommenen Model erzeugte Kachel, welche 1901 beim Hausbau am Großen Platze Nr. 12, 13 aufgefunden worden ist.



32. Brünn, Großer Platz Nr. 12, 13.

Der Turniertopfhelm mit Drachenzimier und Helmdecke, die Schnabelschuhe, die deutsche Tartsche, der Krönling des Reißspießes, der weit besser als das Roß modellierten Reiterfigur sowie die zerspellten Speerstücke unter den Hufen der Vorderfüße und dem Bauche des Pferdes im Verein mit den drei (Sieges-?) Kränzen in den Ecken der Kachel lassen erkennen, daß man es mit der Darstellung eines, im schweren sogenannten deutschen Gestech zum Tjost anreitenden Ritters des XV. Jahrhunderts zu tun hat. — Diese Kachel ist somit jenen Genre- id est Sittenbilderkacheln zuzuzählen, wie solehe — namentlich bei Schweizer Öfen — so sehr beliebt gewesen sind, daß diese zu ihrer Zeit zu wahren Bilderbüchern der alten und jungen Hausbewohner geworden sind.

Eine sehr häufig auf Kacheln vorkommende Genrefigur waren die schon seit dem Ende des XII. Jahrhunderts zum niederen Hofstaat gehörigen Schalknarren, welche so populär wurden, daß man sich selbst in bürgerlichen Kreisen von diesen Lustigmachern wenigstens im Bilde erheitern lassen wollte. Auch in unserer Sammlung befindet sich eine — leider unvollständige — Kachel, auf welcher ein auf einem Maulesel (?) berittener Hofnarr abgebildet

ist, der aus einem Bocksbeutel (eine Weinflaschenform, welche gegen Ende des XV. Jahrhunderts in Gebrauch gewesen ist) seinen Rheinwein hinter die Binde gießt. Diese, auch wegen der kugeligen Form ihrer Zarge beachtenswerte Kachel, wurde 1871 anlässlich einer Gasrohrlegung vor dem Hause Nr. 30 (damals 103) der Bürgergasse (damals lange Gasse) in Brünn ausgegraben.

Von dem schon an altägyptischen Baudenkmalern abgebildeten und bereits von

Homer erwähnten „Würfelspiele“ sowie dem angeblich vor Troja erfundenen „Brettspiele“, von welchem

im alten Rom mehrere Arten, das Würfelspiel mit kubischen Würfeln (tessera) und mit prismatischen Knöcheln (tali), von Brettspielen das Schach und das nach dem mit zwölf Linien eingetheilten Spielbrette duodecium scripta genannte, spätere italienische Tokadille und deutsche Tricktrack oder Puffspiel geübt wurden, scheint bei den Germanen nach Tacitus nur das Würfelspiel bekannt gewesen zu sein, dem sie sich nüchtern, ernst und so leidenschaftlich hingaben, daß sie oft Hab und Gut, ja die persönliche Freiheit daran setzten und diesen Einsatz — zu nicht geringer Verwunderung des römischen Historikers — auch ehrlich einhielten. Seit dem XIII., ganz besonders aber dem XV. Jahrhundert wurden jedoch von den Deutschen aller Stände, Geschlechter und Altersstufen sowohl das Würfelspiel mit sechsseitigen „Knöcheln“ als auch die Brettspiele: Schach, Mühl und Puff, und zwar sowohl daheim wie auch in öffentlichen Spielhäusern (Zabelhûs) gespielt; und da in dieser Zeit diesen Spielen, entgegen dem Brauche der alten Germanen, auch bei Trinkgelagen gefröhnt wurde, so ist es begreiflich, daß es hiebei oft nicht ohne Zank und Streit, Mord und Totschlag abging, so daß schon im XIII. Jahrhundert Reimar der Zweter mit Recht sagen durfte: „der Tiuvcl schuof daz Wirfespil“. Auf Kacheln des XIV.



33. Brünn, Bürgergasse vor Nr. 30.



34. Brünn, Jakobsgasse Nr. 11.



35. Brünn, Zubau Franzensmuseum.

und XV. Jahrhunderts finden sich denn auch nicht selten Abbildungen dieser Spiele und Kampfszenen vor.

Das Franzensmuseum besitzt zwei Exemplare solcher kulturhistorisch interessanter Kacheln. Die eine 1834 beim Bau der in jüngster Zeit für den neuen Pfarrhausbau abgetragenen alten „Jakobsschule“ in Brünn, an deren Stelle im XIV. Jahrhundert die alte Kaplanei von St. Jakob gestanden ist, ausgegrabene, auffallend

schwere Kachel ist aus Graphitton gebrannt und hat an ihrer Vorderseite eine rote Tonengobe ohne Glimmerbelag.

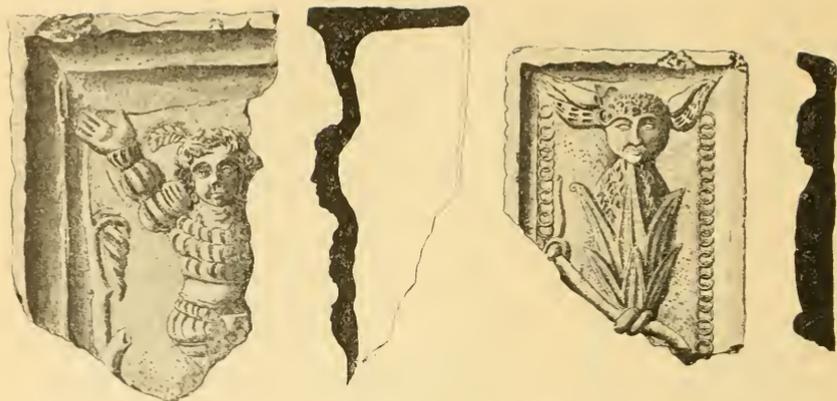
Sie zeigt einen Tisch, das „Würfeltisch“, auf welchem ein Würfelbecher und ein Knöchel von sonderbarerweise nicht hexaedrischer, sondern tetraedrischer Form liegen, vor welchem zwei Spieler so handgemein geworden sind, daß der eine von ihnen einen Dolch gezückt hat, während der Angreifer das ihm an der rechten* Seite hängende Schwert mit ganz unmöglich gekrümmtem Ort noch versorgt hat.

Auf der anderen, bei dem Fundamentsausgrab für den Zubau des Franzensmuseums 1888 zu Tage geförderten, aus blaßrotem Ton gebrannten, an der Bildseite mit kleinen Glimmerblättchen belegten Kachel sind sich zwei Puffspieler über dem umgeworfenen Tricktrackbrette in die gestäubten Haare gefahren und dürften vielleicht die auf dem Plattenfonde eine Art Streumuster bildenden Rosetten die herumfliegenden „Bickelsteine“ und damit die Heftigkeit des Kampfes andeuten.

Die Tracht dieser Puffspieler, nämlich der um das Jahr 1370 aufgekommene, im XV. Jahrhundert auch in bürgerlichen Kreisen modern gewordene, bis zu den Knien reichende, gefältelte, mit dem bauschigen, schellenbesetzten Dämpfung zusammengehaltene, Tappert genannte Rock mit eng anliegenden Ärmeln, läßt auf das Alter dieser Kachel schließen, während das Alter der erstgenannten Kachel schon durch die Fundstelle gegeben ist.

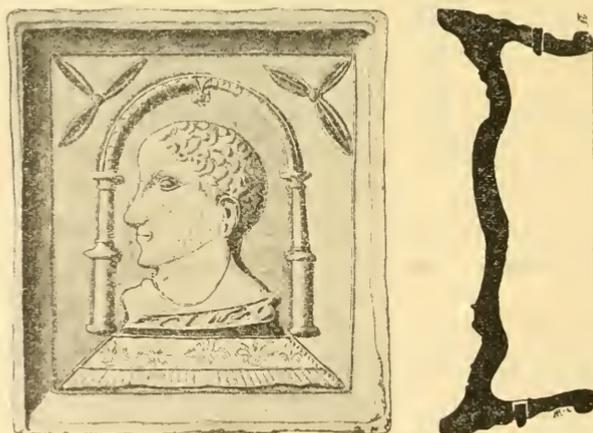
Sonst ist von genrehaften Kostümfiguren nur noch ein Fragment einer rotgebrannten, an der Vorderseite mit sehr dichtem und feinem Glimmerpulver versehenen Landsknechtkachel, etwa aus dem ersten Drittel des XVI. Jahrhunderts vom Bau der Adlergasse Nr. 3 anzuführen, deren zugehöriges Plattenkachelfragment mit einem, beiderseits mit einer Art Chain-moulding-Ornament eingefassten Hermeskopf über einem Pinienzapfen mit dem Reste einer geknoteten Bandverzierung, von derselben Fundstelle und ganz gleicher Ausführung erkennen läßt, daß der Ofen, von dem diese beiden Kacheln herrühren, abgestumpfte Ecken gehabt haben muß.

* Was aber nicht etwa bedeuten soll, daß dieser Spieler ein „Freimann“ sei, welche das Richtschwert an der rechten Seite getragen haben, sondern nur ein lapsus memoriae des Possierers ist, welcher vergaß, daß er in seinem Model kein Positiv, sondern ein Negativ anzufertigen habe und es scheint, daß dieser den lapsus selbst bemerkt habe und, um einer diesbezüglichen Mißdeutung zu begegnen, den Ort des Schwertes so merkwürdig korrigiert hat.



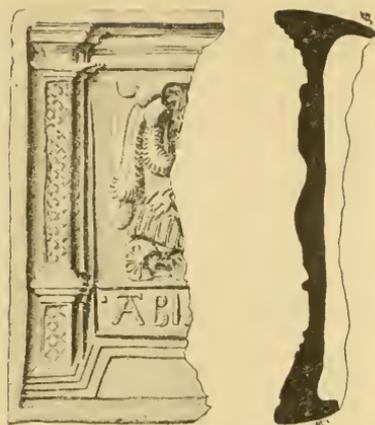
36, 37. Brunn, Adlergasse Nr. 3.

Kacheln aus jenem Abschnitte der Renaissancezeit, welche im Dekor mehr kuppelartige und perspektivische Interieurs, Pilasterstellungen etc., kurz einen architektonischen Charakter zur Darstellung bringen und solche, bei welchen Porträtköpfe verschiedener Art, auch Selbstbildnisse der keramischen Künstler (wie z. B. am Ofen der Hohensalzburg) zur Anschauung gelangten, sind in unserer kleinen Sammlung nur sehr schwach vertreten, und zwar: einmal in der Kachel aus ziegelrotem Ton mit Spuren einer Graphitengobe an ihrer Vorderseite, welche in einem etwas schwächlichen Arkadenbogen das Bildnis eines Römers zeigt, aus Bolaráz in Ungarn, und



38. Bolaráz bei Tyrnau (Ungarn).

einem Kachelfragment aus rotem Ton mit Spuren einer mit Glimmerpulver vermengten Tonengobe vom Bau des Hauses am Großen Platze Nr. 12 und 13 in Brünn. Dieses Kachelfragment zeigt in einer perspektivischen Pilasterarchitektur leider nur den rückwärtigen Teil eines männlichen Brustbildes in reicher Zotteltracht und feder geschmücktem Barett nebst dem Bruchteil einer Inschrift — offenbar des nicht besonders häufig vorkommenden Vornamens „Tobias“ des Abgebildeten — und läßt es sehr bedauern, daß nicht auch die andere



39. Brünn,
Großer Platz Nr. 12, 13.

Hälfte dieser Kachel aufgefunden oder in das Museum gelangt ist, weil uns dadurch vielleicht das Bildnis einer im XVI. Jahrhundert populären Persönlichkeit, sei es eines hervorragenden Feldhauptmannes der Landsknechte, eines mährischen Edlings oder Brünner Patriziers (z. B. des urkundlich 1592 als „Kirchenherr“ von St. Jakob, 1596 als „sitzenden Rat“ genannten, am 7. November 1599 seinen in Ausübung des Richteramtes von Wrbnaischen Söldlingen erlittenen Wunden erlegenen Tobias Leskauer oder des Brünner Ratsherrn Tobias Weinerich etc.) erhalten worden wäre.

Als Belegstück von etwas größer dimensionierten und glasierten Kacheln dieser Zeitperiode befinden sich im Franzensmuseum nur Trümmer mehrerer grün glasierter Kacheln, aus welchen zur Not umstehende Abbildung einer 28×28 cm großen, an ihrer Rückseite eine vertikale Versteifung  der bereits ziemlich niedrigen

Zarge besitzenden Kachel zusammengestellt werden konnte, welche wenige Reste des Olmützer bischöflichen Wappens, dafür aber die folgende Inschrift aufweist:

STANISLAU(S) PAWLOWSKY DEI GR(ACIA) AEPIS(COPVS)
O(L)OMV(CENSIS) PRINCEP(S) REGA(L)IS CAPELAE BO(H)EMI(E)
(CO)MES C(ATOLICAE) M(AIESTATIS) CO(N)S(ILI)ARIVS.

Stanislaus Pawlowsky, von Gottes Gnaden Bischof von Olmütz, Vorstand der königlichen Kapelle von Böhmen, Graf, Sr. Majestät



40. Brünn, Bischofshof.

Rat. — St. Pawlowsky (nach dem Stammschlosse Pawlowitz in Littauen) war 1575 Probst von St. Peter in Brünn, wurde am 11. Juni 1579 als Stanislaus II. zum 46. Bischof von Olmütz gewählt, schloß in demselben Jahre mit Rudolf II. den Landfrieden ab, war 1588 kaiserlicher Abgeordneter bei der polnischen Königswahl und erbaute 1591 an Stelle der alten Probstei den sogenannten „Brünner Bischofshof“, das ist jener Teil des Franzensmuseums mit dem Turme und der Pergola (vide Titelblattvignette) ober dessen jetzigem Museumseingange sich das (auf der Kachel fehlende) vollständige Pawlowskysche Wappen, nämlich das mit einem sechseckigen Sterne im Herzschild belegte Olmützer Bistumswappen, eingemauert ist. Pawlowsky war am Landtage 1594—95 Prinzipalkommissär und starb am 2. Juni 1598.

Vom Ende des XVI. bis in das XVII. Jahrhundert hinein behalten die Kachelöfen die Form eines turmartigen, über einem prismatischen, auf metallenen, tönernen oder steinernen Füßen ruhenden Unterbau sich erhebenden Aufbau bei, doch wurden in dieser Zeit nicht allein Feuerkästen, sondern auch sogar schon ganze Öfen aus Schmiedeeisen ausgeführt, wie z. B. jener im

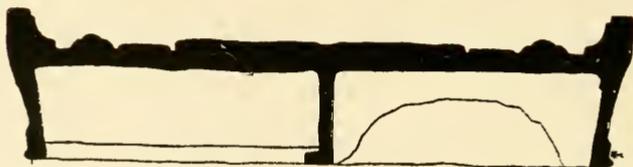
Rottenmanner Kloster und der Burg Strechau im Baltentale, auf welche natürlich hier nicht näher eingegangen werden kann.

Seither wurden die Zargen der Kacheln nicht mehr auf der Drehscheibe, sondern freihändig geformt oder aber bereits gepreßt, waren bedeutend seichter geworden und nicht mehr rund, sondern rechtwinkelig an die Platte angesetzt. Im Laufe der Zeit wurden endlich Platten und Zargen, also die ganze Kachel aus einem einzigen Stücke gepreßt.

Die mehrfach verbesserten Brennöfen ermöglichten in diesem Zeitabschnitte, die Kacheln größer zu dimensionieren, was wiederum zur Folge hatte, daß die Zargen, wie wir dies bereits bei 40 gesehen, durch vertikale oder horizontale oder kreuzförmige Rippen versteift werden mußten, um deren „Verziehen“ und „Werfen“ während des Brandes zu verhindern.

Im XVII. Jahrhundert ist die Skulptur der Kachelplatten, deren Modelle bisher nur von Bildhauern zweiten Ranges hergestellt worden sind, sichtlich sorgfältiger und künstlerischer ausgeführt. Auch die Palette der bereits allgemein gewordenen Glasur erscheint durch Manganbraun, Lichtgelb und Blau bereichert und die um 1500—1520 zuerst auf Kacheln in Venedig angewendete und von dort durch den bekannten Töpfermeister Hirsvogel nach Deutschland gebrachte weiße Zinnglasur (Kreide, kohlen saure Magnesia, Soda, Mennige, Zinnasche und Quarz) eingeführt, wodurch einerseits die farbige Wirkung der Öfen wesentlich gesteigert wurde, anderseits aber, als die weiße Farbe zu prävalieren begann, ein vorzüglicher Hintergrund für die bunte Malerei auf den glatten Kachelflächen gewonnen, also eine neue Dekorationsweise so eigentlich erst ermöglicht worden ist.

Wiewohl dieses Jahrhundert, die Zeit der Besitzentziehungen und Konfiskationen adeliger Häuser, in Mähren für das Kunstgewerbe nicht gerade besonders günstig gewesen ist, so dürften doch gerade zu dieser Zeit in künstlerischer Beziehung vielleicht die wertvollsten Kachelöfen erzeugt worden sein und sich bis heute an Ort und Stelle erhalten haben, so die Öfen auf Burg Pernstein und den Schlössern Ullersdorf und Chropin etc., welche neben den gleichzeitigen Öfen des Rathauses in Augsburg, der Veste Koburg, Schloß Trausnitz u. s. f., wenn sie diese auch in Form und Farbe vielleicht nicht erreichen, immerhin in Ehren genannt werden können.



41. Drnowitz bei Lissitz.

Das Franzensmuseum besitzt dermalen auf dieser Periode 5 Stück glasierter Kacheln.

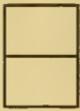
Die eine aus grauem Ton gebrannte und braun glasierte Wappenkachel, deren Zarge durch eine vertikale und eine horizontale Verstärkungsrippe sozusagen in vier Zellen zerlegt erscheint, stammt aus dem Schlosse Drnowitz bei Lissitz. Sie zeigt in einem stilisierten Lorbeerkranze unter einer Grafenkrone ein sogenanntes Allianzwappen, und zwar (her.) rechts jenes schon 1171 in Thüringen genannten Uradels, dessen



Zweig jedoch in Schlesien erst 1209 erscheint und schon 1757 erlischt, in Mähren aber erst seit dem XVI. Jahrhundert begütert ist, nämlich der Grafen von Würben (Wrbna) und Freudenthal: einen (goldenen) Balken (in Blau). Im Schildhaupt und Fuß je 3 (goldene) Lilien, und zwar in ganz der gleichen Reihen- und Dreieckstellung wie auf einem Wappensiegel aus dem Jahre 1261; heraldisch links die aus dem linken Fuß und Schildrande aufsteigenden 3 (silbernen) Wolfszähne (in Rot) des altböhmischen Grafengeschlechtes der Kinsky.

Da nun Drnowitz 1686 unter Georg Stephan Würben in den Besitz der Wrbnas gelangt ist und Norbert Franz Würben und Freudenthal (* 1680, † 1729) mit Aloysia Stephanie Gräfin Kinsky vermählt war, so kann über die Zeit der Herstellung dieser Kachel kein Zweifel bestehen.

Die zweite Kachel beziehungsweise Suite von drei Kacheln (42, 43 und 44) stammen von einem, rechte mehreren abgetragenen Kachelöfen aus dem fürsterzbischöflichen Schlosse zu Chropin her. Sie sind alle aus dem gleichen roten Ton gebrannt und alle an der Rückseite durch eine horizontale Wandung in zwei Zellen abgeteilt.



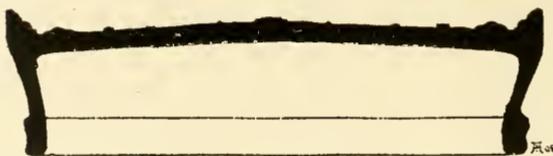
Das reliefierte Wappen der einen Kachel sowohl wie die Ornamente, Kränze, Ranken, Granatäpfel, Erdbeerblüten und -Früchte, Eicheln, Rosen und Tulpen sind auf gelblichweißem Grunde in den Farben Blau, Grün, Umbra, Rot und (etwas stark gebranntem und daher dunkel gewordenem) Gelb glasiert.

Die Wappenkachel 42 dieser Suite zeigt zunächst innerhalb des grünen Lorbeerkranzes die Umschrift:

CAROLVS : D(EI) : G(RACIA) : EP(ISCOP)VS : OLOMVCENSIS :
PRINC(EPS) : REG(ALIS) : CA(PELLAE) : BO(HEMIE) : COM(ES) :
1668 :

Karl, von Gottes Gnaden Bischof von Olmütz, Vorstand der Kapelle von Böhmen und Graf, 1668.

Das von Inful und Fürstenhut nebst Schwert und Pastorale überragte, von einer kartuscheartigen Umrahmung eingefasste Wappen, ist das mit dem Wappen einer Seitenlinie des seit 1127 bestehenden Liechtensteinschen Geschlechtes, derer von Liechtenstein-Kastelkorn (welches in Mähren mit Bejowetz, Bitowanky, Blanda, Borowna, Krumpisch, Malenowitz, Neu-Meseritschko, Pernstein, Pohrlitz, Quassitz, Schelletau, Slavietitz, Studein, Teltsch, Zdenkau und



42. Chropin.

Zlabings begütert war) belegte, geviertelte Pfahlspitzen- und Adlerwappen des Olmützer Fürsterzbistums.

Das Familienwappen der Liechtenstein-Kastelkorn besteht aus einem Herzschild mit gestürzter, gebogener silberner Spitze in Blau, dem Stammwappen der Liechtensteine, welchem später der geviertelte Schild mit je einem nach innen gewendeten doppelschwänzigen silbernen Löwen im roten ersten und vierten Quartier und je einem



43, 44. Chropin.

aus einem schwarzen Balken wachsenden, nach innen gewendeten doppelschwänzigen roten Löwen in dem silbernen zweiten und dritten Quartier der Kastelkorn hinzugefügt beziehungsweise unterlegt wurde.

Wie ein Vergleich dieser Blasonierung mit der Kachelabbildung dieses Wappens zeigt, stimmen diese nicht überein und ist es daher notwendig, zu bemerken, daß erstere richtig, die Tingierung auf

der Kachel aber falsch ist, was wohl dem Töpfer zugute gehalten werden kann, da bei diesem das nötige Maß von heraldischen Kenntnissen nicht a priori vorauszusetzen ist. Diese unrichtige Tingierung läßt aber erkennen, daß im XVII. Jahrhundert der Adelsstolz zwar noch groß genug gewesen war, an allen erdenklichen Besitzobjekten das Wappen anbringen zu lassen, in Bezug auf heraldisches Verständnis man aber bereits ziemlich gleichgültig geworden sein muß, da es sonst nicht denkbar wäre, daß diese Ofenkacheln von maßgebender Stelle so ohneweiters akzeptiert worden wären.

Der Besteller, für den diese Kacheln angefertigt worden sind, war der am 12. März 1664 zum 51. Bischof von Olmütz gewählte, als Wiederbekehrer von angeblich 15.000 mährischen Häretikern und Erbauer der fürsterzbischöflichen Residenzen von Olmütz und Kremsier bekannte und am 23. September 1695 in Kremsier verstorbene Karl II., Graf von Liechtenstein, Freiherr von Kastelkorn.

43	44	42	44	43
43	42	42		43
43	44	42	44	43

Die aus diesen Kacheln erbauten Öfen sind, wie dies ein im Rittersaale von Schloß Chropin noch bestehendes, in „Ottův slovník naučný“, Band 13, pag. 874 abgebildetes Exemplar bestätigt, im Grundrisse quadratisch gewesen und aus den abgebildeten Kacheln in der Weise aufgebaut, wie dies aus nebenstehender Linearskizze zu ersehen ist.

Die in unserer Sammlung befindliche, mit einer leider nur noch in Rudimenten erhaltenen, mit der Kachel 44 aus einem Stücke ausgeführt gewesenem Vollkachel beweist, daß in Chropin außer den Kastelkornschen Wappenkacheln auch Öfen bestanden haben müssen, welche an Stelle der Wappenkachel (42) aus Kacheln mit pflanzlichen Motiven gleich jenen auf der Kachel 43 aufgebaut gewesen sind und sich daher schon hieraus zwei verschiedene Typen Chropiner Öfen konstatieren lassen.

Mit den Liechtenstein-Kastelkornschen Wappenkacheln hat es übrigens ein eigenes Bewandnis. Von diesen Kacheln befinden sich nämlich außer der 1668 datierten Kachel des Franzensmuseums auch in dem mährischen Gewerbemuseum zwei unvollständige Exem-

plare, aber nicht aus Chropin, sondern aus Müglitz. Sowie dieses Museum auch ein einfarbig blau glasiertes Kachelfragment der Wappenkachel Bischof Karl II. aus dem Schlosse Müräu besitzt, welches angeblich die jetzt fehlende Jahreszahl 1660 und die Abkürzung RO statt BO besessen haben soll, welches ersteres nicht möglich ist, weil Karl II. erst 1664 zum Olmützer Bischof gewählt worden ist und da dieses Kachelfragment sonst mit unserer Kachel kongruent ist und daher auf ein und demselben Model erzeugt worden sein muß, letzteres höchst unwahrscheinlich erscheint. Eine in Zeichnung und Farbgebung mit unserer Kachel gleiche Kachel befindet sich im „Museum vlasteneckého spolku“ in Olmütz, die aber zu beiden Seiten des untern Granatapfels die Buchstaben K und S unter der Glasur eingeritzt hat. Dies wäre nun freilich gewiß sehr beachtenswert und für die Geschichte der heimischen Keramik wichtig, wenn diese Kachel echt (alt) wäre, sie scheint aber nach ihrer Neuheit, der Verschwommenheit der Plastik und dem ungemein scharfen Brande des ziegelroten Tones — also nach ihrem ganzen Habitus zu schließen — eine etwa 200 Jahre später nach einem Gipsabgusse einer echten Kachel angefertigte Kopie zu sein und somit die Buchstaben KS nur das Monogramm des Kopisten bedeuten dürften.

Ferner brachte K. Gerlich 1899 in den Mitteilungen d. k. k. Zentralkommission f. K. u. h. D., XLV. Band, pag. 183, eine nach einer Photographie angefertigte Autotypie einer Chropiner Kachel mit derselben Jahreszahl 1668 wie unsere, nur daß in dem von Mitra und Fürstenhut gebildeten Dreiecke ein Stern steht, ein Beweis, daß diese Kachel auf einem andern Model wie unsere Kachel hergestellt worden sein muß.

Weiters wird im Rathause von Wischau eine fast gleiche, auch 1668 datierte Kachel aufbewahrt, welche von einem bis 1872 im dortigen Rathaussaale bestandenen Ofen herrührt, auf welcher Kachel aber statt der Abkürzung BO unserer Kachel ein RO erscheint, welche unrichtige Abkürzung RO(MANVM) — welche, wie wir sehen werden, auch auf den 1682 datierten Kacheln beibehalten worden ist — nur auf ein Versehen des „Possierers“ zurückzuführen ist, aber beweist, daß schon 1668 für die Wappenkacheln Karl II. ein anderer, neuerer Model bestanden haben muß.

Auch das nordböhmische Gewerbemuseum in Reichenberg besitzt eine in den Mitteilungen dieses Museums 1880, pag. 7, in

Phototypie reproduzierte Kachel, welche in der Zeichnung (ob in der Glasur und Farbe ist nicht zu ersehen) mit unserer Kachel anscheinend ganz gleich ist, aber bei näherem Vergleiche statt der gebogenen eine gerade Spitze des Stammwappens und auf den Brüsten der Adler des Bistumswappens statt Sternen kleine Wäppleins zeigt und auch sonst noch im Detail der Mitra mit bloß einem Kreuze, den Spangen des Fürstenhutes, der Dreiecksfüllung u. a. m., insbesondere aber der Jahreszahl 1682 und der Abbraviatur RO von dieser abweicht und somit eine vollständig neue Variante darstellt. Eine Abbildung einer in Form und Farbe fast gleichen Kachel, aber der Jahreszahl 1682 und der Abbraviatur RO, haben auch Storcks Blätter für Kunstgewerbe, Band XIX, Tafel 43, gebracht und befindet sich eine 1682 datierte Kachel auch im Kunstgewerbemuseum in Prag und ein Exemplar im Besitze des Buchdruckereibesitzers Slovák in Kremsier. Auch in dem historischen Stadtmuseum in Olmütz hat Schreiber dieses vor Jahren zwei ähnliche Kacheln gesehen, ohne jedoch heute angeben zu können, welchen Varianten diese angehören.

Eine in Zeichnung und Emaillierung gleiche, aber 1668 datierte Kachel wird im Schlosse in Sternberg aufbewahrt und soll sich auch noch eine ähnliche Kachel in dem Fürst Liechtensteinschen Schlosse in Eisgrub befinden, und ist es Schreiber dieses erinnerlich, vor einigen Jahren eine solche Kachel in dem Besitze des seither verstorbenen fürsterzbischöflichen Ingenieurs Karl Biefel gesehen zu haben.

Diese 18, dem Schreiber bekannten Kastelkornschen Wappenkacheln, welche von mindestens sechs zeitig, zeichnerisch und koloristisch verschiedenen Typen, beziehungsweise Modeln herrühren, zeigen zur Genüge, daß (dermalen wenigstens) die Karl Liechtenstein-Kastelkornschen Kacheln als die in Mähren bekanntesten, verbreitetsten und variabelsten alten Kacheln angesehen werden können.

In der zitierten Publikation der Mitteilungen der k. k. Zentralkommission wird diese Kachel als „slavische“, in den Blättern für Kunstgewerbe als „deutsche Arbeit“ bezeichnet, und es sei hier an diese Angaben die Bemerkung zu knüpfen gestattet, daß der Stil, die Art und Weise der Ausführung und Glasierung all dieser Kacheln das sind, was man in der Kunstgeschichte eben als „deutsche Arbeit“ bezeichnet, während, da der Erzeugungsort dieser Kacheln

wahrscheinlich in Wischau oder Pustomerz zu suchen sein dürfte, die Kacheln möglicherweise de facto von einem hannakischen Töpfer angefertigt worden sein können.

Die Motive auf diesen Kacheln, nämlich die gerade um die Zeit, in welcher diese Kacheln erzeugt worden sind, in Österreich bekannt gewordenen Tulpen, die schon früher aus Zentralasien eingeführten Rosen und der mit diesen schon auf gotischen Geweben so oft und gerne kombinierten Granatäpfel sind aber weder deutsch noch tschechisch, sondern sind gleich jenen auf der Kachel 13 aus dem Oriente herübergekommen und bei uns bloß volkstümlich umgestaltet worden, wie wir dies in der Hausindustrie, der heimischen Keramik wie auch den bauerlichen Stickereien etc. sowohl der slavischen wie auch der deutschen Landsleute häufig genug sehen und beobachten können.

Die fünfte im Besitze des Franzensmuseums befindliche, zugleich größte (49.5×36.2 cm) der Einzelkacheln, ist 1856 in der Krypta der Kirche der ehemaligen Benediktinerabtei in Trebitsch unter Bausehutt aufgefunden worden. Diese leider unvollständige Kachel ist ebenfalls eine Wappenkachel und zeigt in Basrelief das von einem Lorbeerkranze mit Quastenschnüren umgebene von einer neunzackigen Krone überdeckte Wappen des aus Hessen stammenden, bis zu Dietrich Wartemberg 938 reichenden Grafengeschlechtes derer von Waldstein-Wartemberg, welches sich ursprünglich von dem jetzt verfallenen Schlosse Wartemberg bei Bunzlau geschrieben hat und dessen zweite Linie im XIII. Jahrhundert den Namen ihres damals neuerbauten Schlosses Waldstein bei Türnau i. B. hinzugefügt hat. — Das Wappen der nach dem Übereinkommen mit König Matthias dto. 4. September 1480 neben den Herren von Cimbürg, Boskowitz, Kunstadt, Krajiř, Lichtenburg, Liechtenstein, Lipa, Lomnitz, Neuhaus, Pernstein, Pösing, Sowinetz, Sternberg, Wlasehin als 15. alter mährischer Hochadel anerkannten Grafen Waldstein-Wartemberg besteht aus dem mit dem Herzschild der Waldsteine belegten geviertelten Löwenschild der Wartemberg.

Auch dieses Wappen ist auf unserer Kachel, und zwar weder im Aufriß noch in der Tingierung richtig wiedergegeben. Denn der (innere) grüne Lorbeerkranz soll in einem goldenen Mittelschilde einen schwarzen Doppeladler mit goldenen Scheinen und schwebender Kaiserkrone und einem, von einem Fürstenhute bedeckten roten Schilde mit Monogramm F II auf der Brust um-



45. Trebitsch.

schlingen (Hauptlinie Waldstein). Über und unter diesem goldenen
Herzschilde soll je ein kleiner ovaler, von Schwarz und Gold ge-
spaltener, von einer sich in den eigenen Schwanz beißenden Echse

umgebener Schild (der Wartembergschen Hauptlinie) und im ersten und vierten Quartier des geviertelten großen Schildes soll je ein einwärts gekehrter, gekrönter, doppelschwänziger, blauer Löwe in Gold (Stammwappen) und im zweiten und dritten Quartier umgekehrt tingierte Löwen, Gold in Blau (als Wappen einer ausgestorbenen Linie der Waldstein) stehen.

Die Buchstaben F A G V W auf unserer Kachel sind als: „Franz August Graf von Waldstein“ zu lesen, für welchen diese Kachel angefertigt worden ist. Der Genaunte war Prior und Obergroßmeister der Maltheserritter gewesen, weshalb denn auch auf unserer Kachel ganz richtig das Geschlechtswappen auf dem weißen Maltheserkreuz aufrucht, von dem die acht Spitzen vorragen. Er war auch Kammerherr, Geheimrat, Obersthofmarschall und Ritter des goldenen Vlieses, Herr auf Daubrawitz, Waldstein und Trebitsch und starb 1684 unvermählt.

Schon zu Beginn des XVII. Jahrhunderts, in welchem man bereits begann, die Öfen ohne Füße direkt auf den Fußboden aufzustellen, begegnet man zuweilen der eigentümlichen Erscheinung, daß aus Kacheln von 2—3 alten Öfen ein neuer Ofen zusammengestellt worden ist, welche bezüglich der Beurteilung des Alters eines Ofens nach den verwendeten Kacheln zur Vorsicht mahnt, und zwar um so mehr, als Kacheln nur selten, wie z. B. die im Forsterschen Hause in Nürnberg (1583), jene des Meisters Vest im Berliner Kunstgewerbemuseum (1621, 22, 26), der Schweizer Ofen im mährischen Gewerbemuseum (1640—1644), unsere Chropiner Kacheln datiert sind, wie ja auch Monogramme oder Namen der Töpfermeister, wie z. B. ein Ofen auf Schloß Füssen in Bayern 1514 von „Hansen Salzmann, Vogt von Oberdorf“, des berühmten Hafners und Possierers Georg Vest auf einem Nürnberger Ofen oder das Monogramm AP des Schweizer Ofens und das GK auf einer unglasierten Kachel (I.-Nr. 7308) des mährischen Gewerbemuseums nicht besonders häufig vorkommen.

Aus diesem Grunde verdient jeder Kachelscherben, der eine Jahreszahl, Namen oder Monogramm aufweist, wie z. B. 16, besondere Aufmerksamkeit und Beachtung, insbesondere in Mähren, weil dem Herrn Kustos des mährischen Gewerbemuseums, Karl Schirek, welcher sich bekanntlich schon seit 10 Jahren der mühevollen Aufgabe der Erforschung mährischer Marken und Punzen etc. unterzieht, bis nun erst eine einzige, unter der Glasur eingeritzte

Töpfermarke J. H. auf einem Rokokoofen auf Schloß Jamnitz untergekommen ist.

Die Reliefs und Malereien der alten Kachelöfen waren zuweilen von erläuternden Texten begleitet, welche, wie auf unseren Kacheln 16, 39, 40 und 42, Aufschlüsse über den Erzeuger, den Abgebildeten oder den Besteller geben, oder — wie auf dem Schweizer Ofen des mährischen Gewerbemuseums — auf die bildlichen Darstellungen, hier die 12 Monate, z. B. beim Jännerbilde:

„All Arbeit hat ihr Zeit nun rückt herbei die Kelt
Und macht daß mancher Baum wird zu dem Feuer gefelt“

Bezug haben. — Auch ganz selbständige, allgemein gehaltene Sentenzen wurden an alten Ofenkacheln angebracht, aber auch solche, wie der eingangs zitierte Spruch, welche auf den Ofen selbst Bezug haben, z. B.:

„Reich und arm
Mach ich warm“

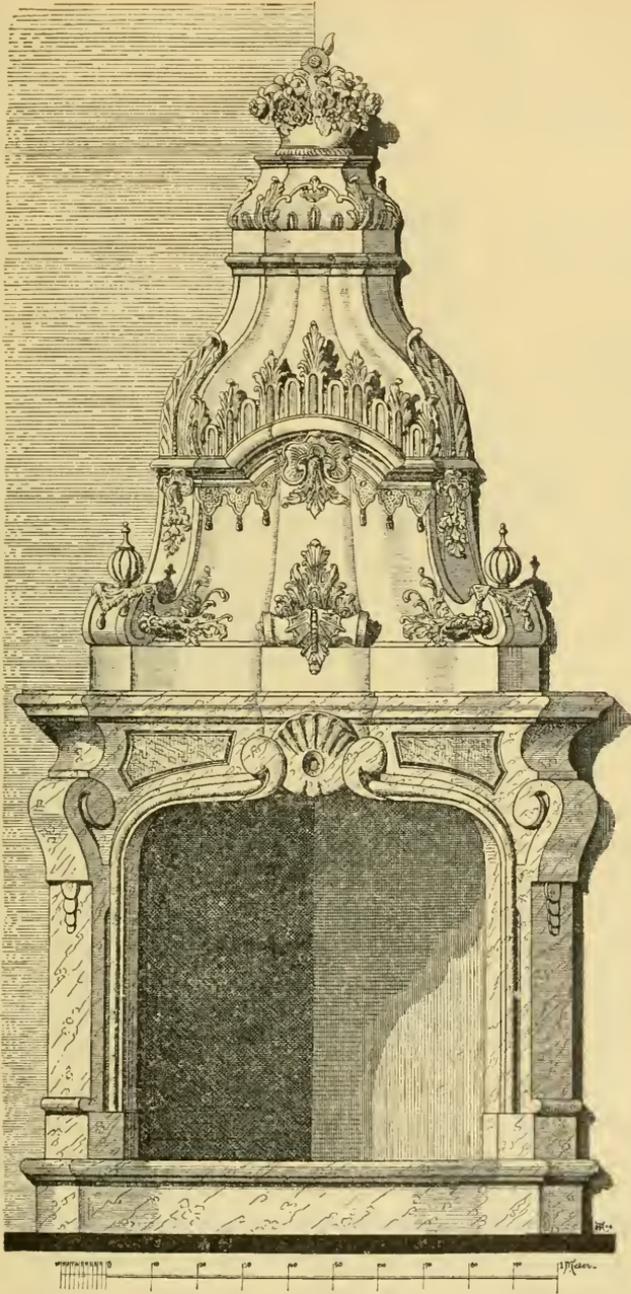
„Alsdann ists gut beim Ofen sitzen
Wenn Eiszapfen aus den Ziegeln schwitzen“

„Wärmst du mich
So wärm ich dich“ etc.

von welcher Art das Franzensmuseum derzeit keine Vertreter besitzt.

Die Barocke und das Rokoko des XVIII. Jahrhunderts haben sowohl graziöse als auch grandiose Ofenbauten — auch in Mähren — gezeitigt, welche zuweilen wiederum wie im Mittelalter auf dekorative Füße aufgesetzt wurden. Doch dürften von diesen Öfen wohl die meisten noch in Verwendung stehen, weshalb aus dieser Zeit die wenigsten Einzelkacheln in Museen anzutreffen sind, welche Einzelkacheln übrigens — wie ein Blick auf die noch folgenden zwei Abbildungen bezeugen kann — nicht genügen würden, um sich eine Vorstellung über den ganzen Ofenaufbau zu bilden.

Das Franzensmuseum besitzt wohl weder einen ganzen Ofen noch eine Einzelkachel aus dieser Zeit, dafür aber einen bereits erwähnten und hier abgebildeten, im Jahre 1878 aus der alten Sakristei der Brünner Jakobskirche in dasselbe übertragenen Kamin. Der Prospekt des Feuerraumes dieses Kamines ist aus Sandstein und Stuceo lustro hergestellt, der Kaminaufsatz besteht aber, inklusive des krönenden Blumenkorbes, aus vier in Form und Größe verschiedenen Kacheln, deren unterste die ganz respektable Dimension einer projizierten Länge von 1.30 m, bei einer Höhe von 62 cm



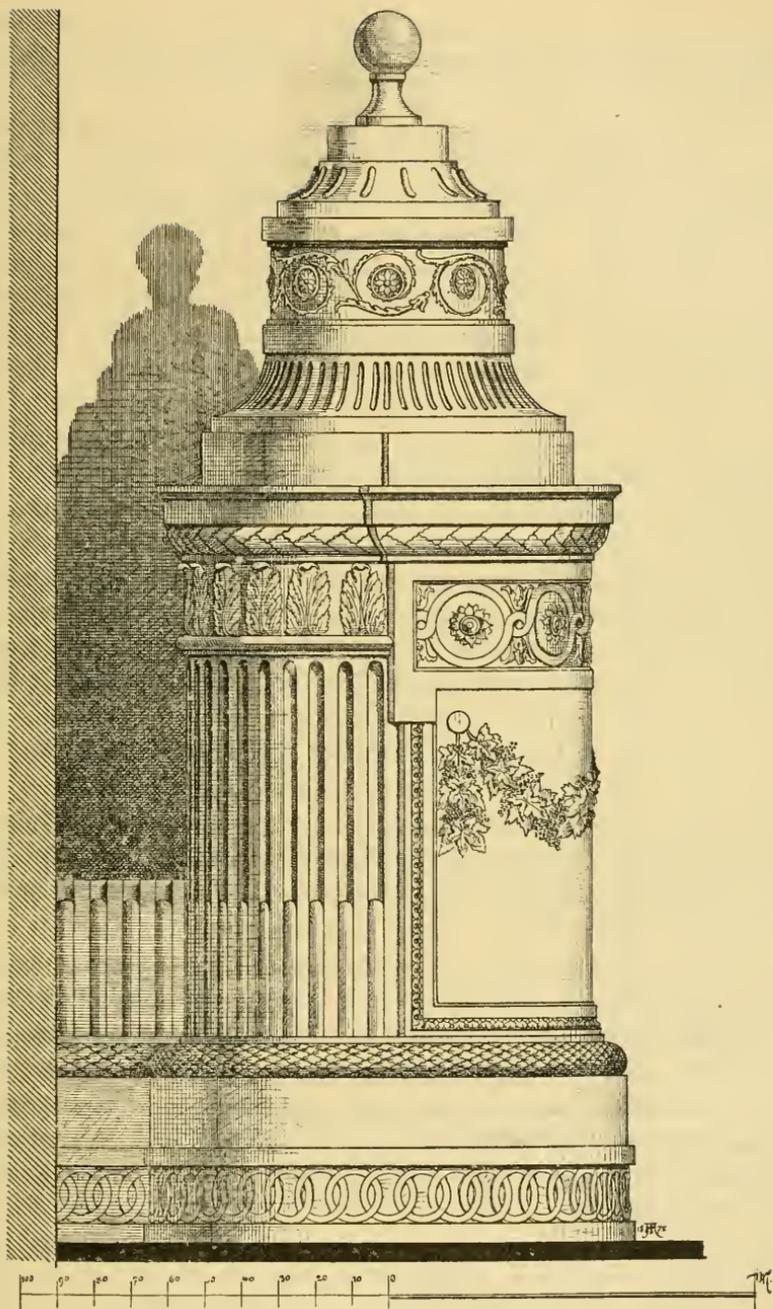
Brünn, Kamin aus der Sakristei der St. Jakobskirche.

besitzt. Diese Kaminkacheln sind weiß glasiert, deren Blumen, Ornamente und Gesimse, welche unglasiert geblieben sind, zeigen jedoch die Naturfarbe des gelblichroten Tones, aus welchem die Kacheln erzeugt sind und der ganze Kamin repräsentiert in instruktiver Weise die Glanzzeit unserer spezifisch österreichischen Barocke.

War bei den Kacheln des XVIII. Jahrhunderts die frühere Farbenfreudigkeit bereits allmählich zu dem einfarbigen Schwarz und Braun herabgesunken und von diesen immer lichterem und lichterem Tönen endlich auf Grau und Weiß übergegangen, so war die letztgenannte Farbe mit oder ohne Anwendung von Gold, die fast ausschließliche Modefarbe der Öfen der Empireperiode des XIX. Jahrhunderts geworden.

Die übergroßen Kacheln dieser Öfen haben es allein schon verschuldet, daß die nun nur aus einigen wenigen, dafür aber dicken Stücken aufgebauten und deshalb auch Stuck- oder Stücköfen genannten Öfen bei nur sehr geringer Wärmeabgabe eine bedeutende Menge von Brennholz erforderten und daher ihren eigentlichen Zweck mehr schlecht als recht erfüllten. Deshalb werden denn auch alle noch bestehenden Öfen dieser Art sich voraussichtlich nur so lange noch ihres Daseins erfreuen, als die Räume, in denen sie stehen, unbenützt sind. Da aber nach den goldenen Worten, welche Altmeister Friedrich Schmidt auf dem Konservatorentage in Wien 1885 gesprochen, „Alle Kunst zu allen Zeiten mit reinem Herzen geschaffen und daher zu allen Zeiten einen großen Wert habe,“ auch diesen Öfen, von welchen in nebenstehender Abbildung einer der zwei im alten Ständesaale, späterem Landtagssaale im Brünner Statthaltereigebäude als charakteristisches Beispiel mährischer Empireöfen vorgeführt werden möge, selbst in ihrem falschen Klassizismus ein ganz bestimmter Kunstwert innewohnt, so wäre es hoch an der Zeit, solchen Öfen schon jetzt ein ruhiges Plätzchen in unseren heimischen Museen zu sichern, damit unsere Nachkommen nicht wie wir gezwungen sind, ihre Kenntnisse über Öfen dieser Zeitperiode nur aus im Bauschutt aufgelesenen, spärlichen Kacheltrümmern schöpfen zu müssen.

Als man um die Mitte des XIX. Jahrhunderts bekanntlich allgemein von der Holz- zur Kohlenfeuerung überging, griff man wiederum zu kleineren und dünneren gepreßten Kacheln mit niedrigen, zuweilen an den Rändern abgeschliffenen Zargen zurück und



Brünn, Statthaltereigebäude.

wurden die aus solchen Kacheln aufgestellten Zimmeröfen für Innenheizung eingerichtet, womit eine neue Ofenkonstruktion inaugurirt wurde.

Zum Schlusse sei nur noch einer auffallenden, selbst schon bei unserer kleinen Kachelsammlung zu Tage tretenden Erscheinung gedacht. Von all den 45 abgebildeten Einzelkacheln des Franzensmuseums — und dies wird in anderen Museen auch nicht viel anders sein — wurden immer nur mit wenig Ausnahmen 3 und 40, deren Fundort aber eben das Franzensmuseum selbst gewesen war, ein einziges, höchstens zwei (15) ganz gleiche Exemplare an ein und derselben Fundstelle* aufgelesen, obzwar man doch glauben sollte, daß von einem alten kassierten Ofen mehr als ein oder zwei Kacheln an Ort und Stelle sich vorfinden sollten. Da es nur äußerst selten vorkommt, daß unmittelbar bei Auffindung von Kacheln ein diesbezüglich Sachverständiger anwesend ist, so dürfte sich diese Erscheinung vielleicht zunächst darauf zurückführen lassen, daß die unmittelbar beteiligten Personen — Poliere, Maurer und Teichgräber, Beinstierler etc. — von den Funden, wenn sie diese überhaupt beachten, nur die besterhaltenen Stücke beiseite legen, schlechterhaltene oder unvollständige Stücke aber im Schutte und Erdaushube belassen, wobei aber auch der Fall wenigstens denkbar ist, daß über etwaige Duplikate etc. befugter und unbefugter Weise eben anderweitig verfügt, z. B. ein Exemplar an ein Museum abgegeben, ein anderes vom Bauherrn „zum Andenken“ aufbewahrt (und bald darauf wieder weggeworfen) oder ein drittes einem Antiquitätenhändler für ein kleines Douceur überlassen wird.

Unter diesen Einzelfunden von Kacheln beanspruchen wieder die unverrußten, also niemals benutzt gewesenen Kacheln, wie die neun Kacheln unserer Sammlung: die Napfkachel von der Elisabethstraße 12, dann 16, 18, 20, 26, 27, 34, 35 und 39 insoferne eine nähere Beachtung, als man zuweilen behauptet oder doch geneigt ist anzunehmen, daß diese kein bloßer Zufall sind, sondern auf eine Art „Bauopfer“ oder ein Überbleibsel des alten „Feuerkultes“ hindeuten.

Nun dies scheint denn doch, und zwar deshalb nicht gut

* Denn die zwei Kacheln 4 am Großen Platze Nr. 12, 13 und die zwei Kacheln 31 der Bäckergasse Nr. 5 sind ja in Material und Größe verschieden.

denkbar zu sein, weil zu der Zeit, als z. B. die Fundamente eines neuen Gebäudes ausgehoben werden, überhaupt selten eine, geschweige eine neue Ofenkachel zur Hand ist und dies in früheren Jahrhunderten, wo noch gar keine Niederlagen von Ofenfabriken bestanden haben, noch viel weniger wie heute der Fall war. Sollte diese Kachelopfermeinung aber etwa sich auf jene Tonzylinder stützen wollen, welche an den vier Ecken der Ziegelpyramide von Barsippa und anderen babylonischen Bauten aufgedeckt worden sind, so würde diese Stütze sehr hinfällig sein, weil diese Tonzylinder keineswegs etwa eine Art Zylinderkacheln, sondern so wie unsere Schlußstein- und Turmknopfbüchsen Behälter gewesen sind; in welche Nachrichten über den Bauherrn, den Bau selbst etc. hinterlegt wurden.

Die ursprünglich blutigen, der Erde dargebrachten Bauopfer, „damit diese die ihr auferlegte Last des neuen Gebäudes geduldig und sicher tragen möge,“ das Einmauern lebender Tiere und sogar Menschen sowie das spätere bloß symbolische Vermauern von leeren Särgen, welche Bittopfer sich im Laufe der Zeit in harmlose Libationen mit rotem Wein so wesentlich vereinfacht haben, wie dies z. B. die Inschrift auf einem Grund- und Eckstein der Veste Oberenstein:

„Zuvor musst du Meister win han
Ee ich mich wolt recht legen an“

bezeugt, aus welchen Opfern und Libationen sich dann bekanntlich einerseits der Aberglaube herausgebildet hat, daß das erste Lebewesen, welches einen schlüsselfertig gestellten Neubau betritt, dem Tode verfallen sei und daß der Mörtel alter Bauwerke mit rotem Wein statt Wasser angemacht worden sei, andererseits die Sitten und Gebräuche (denn Opfer kann man diese doch nicht nennen) der Bauleute, wie die Grund-, Gleichen- und Richtfeste, das Schnurziehen u. a. m. entstanden sind, bei welchen (sowie den Trauersalamandern unserer Verbindungsstudenten) die geleerten Trinkgefäße zum Zeichen, daß diese zu keinem anderen als diesem einzigen Zwecke, dem der erste und letzte weihevoll Trunk gegolten, dienen dürfen, von der Höhe der Gleiche oder des Turmes etc. herabgeschleudert oder an dem Grundstein zerschellt wurden, wohl Skelett- und Sargfunde und Gefäßtrümmer erklärlich machen, aber doch zu Kachelfunden in gar keiner Beziehung stehen.

Solche Kachelfunde als Reste des altheidnischen Feuerkultes

anzusehen, ist aber deshalb nicht gut zulässig, da zu jener Zeit als der Sonnen- und Feuerkultus sozusagen Staatsreligion war, noch gar keine Öfen, geschweige Kachelöfen bestanden haben, und weil zwar die offenen „wilden“ Feuer, also die lodernenden Oster-, Johannis-Sunnawendfeuer, ja selbst noch die Gräberbeleuchtung zu Allerheiligen, als letzte Anklänge an den Feuerkultus, aber doch niemals das in einen Ofen eingeschlossene, also gefesselte und gebändigte Feuer und daher um so weniger erst Kacheln angesehen werden können.

Die Erklärung der wirklich nachgewiesenen Einzelfunde überhaupt (denn daß von irgend einem Bau nur eine einzige Kachel an irgend ein Museum gelangt, ist noch kein Beweis, daß nur eine einzige Kachel im Schutt oder Aushub vorhanden gewesen) und ungebrauchter Kacheln speziell, ist viel naheliegender und einfacher die, daß bei Aufstellung eines neuen Ofens entweder ein oder die andere Kachel schon beim Transporte zerbrach oder beschädigt wurde, wie vielleicht z. B. die Kacheln 20, 27 und 34 oder aus technischen Gründen halbiert werden mußten wie z. B. 39, oder aber wegen eines Schönheitsfehlers, etwa eines Brandrisses wie 18, ausgeschieden wurden oder aber, wie z. B. 16, 26 und 35, zu viel geliefert worden und als Reservekacheln zurückgeblieben sind, welche Kacheln dann irgendwo deponiert wurden, bis sie im Laufe der Zeit in den Schutt gelangten, während die Öfen, welche aus ihren Schwesterkacheln aufgestellt worden waren, nach langjährigem Gebrauche eben abgetragen und deren verrußte und übelriechende Kacheln, und zwar so rasch wie möglich aus den Häusern beseitigt worden sind.

Wenn aber ein oder die andere dieser gebrauchten Kacheln irgendwo im Hause doch zurückgeblieben ist, so ist dies gewiß nicht absichtlich, sondern nur aus Versehen und Unachtsamkeit geschehen, wodurch dann auch die Einzelfunde gebrauchter Kacheln ihre ganz natürliche Erklärung finden.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift des Mährischen Landesmuseums](#)

Jahr/Year: 1903

Band/Volume: [3](#)

Autor(en)/Author(s): Franz A.

Artikel/Article: [Mitteilungen aus den kunsthistorischen Sammlungen des Franzensmuseums. Alte Ofenkacheln 123-188](#)